

Gießener Universitätsblätter

Herausgeber: Präsident der
Justus-Liebig-Universität Gießen und
Gießener Hochschulgesellschaft

2 Jahrgang XVI
Heft 2
November 1983

Druck und Verlag
Brühlsche Universitätsdruckerei
Gießen



Gießener Universitätsblätter

Herausgeber: Präsident der
Justus-Liebig-Universität Gießen und
Gießener Hochschulgesellschaft

2 Jahrgang XVI
Heft 2
November 1983

Druck und Verlag
Brühlsche Universitätsdruckerei
Gießen

Herausgeber

Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen
und Gießener Hochschulgesellschaft

Schriftleitung

Prof. Dr. Egon Wöhlken (Wö)
Senckenbergstraße 3, 6300 Gießen
Ruf (0641) 7028300 (vormittags)

*Mitarbeiter
der Redaktion*

Prof. Dr. Manfred Messing (Ms)
Annedore Kübel (AK)
Ludwigstraße 28, 6300 Gießen, Ruf (0641) 7022183

Druck und Verlag

Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen

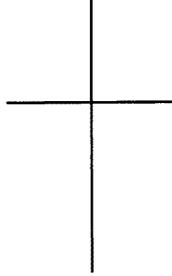
Inhalt

Personalnachrichten der Justus-Liebig-Universität	5
<i>Beiträge</i>	
Volker Press Die Universität Gießen 1933 bis 1957 – Niedergang, Auflösung und Wiedergeburt	9
James M. Buchanan Die Aufgabenstellung des Ökonomen	35
Rolf Hiersche Gießener Wörterbücher in deutscher Sprache	43
Martin Schlepper Kompensationsmechanismen bei der koronaren Herzerkrankung	53
Konrad Stock Theologische Wissenschaft und die Frage nach ewigem Leben	65
Günter Schewe Anmerkungen zum Thema „Genie – Irrsinn – Ruhm“	77
<i>Berichte aus der Gießener Hochschulgesellschaft</i>	89
<i>Biographische Notizen</i>	93

**Wir danken allen Firmen,
die unsere Förderbemühungen
durch Anzeigenaufträge unterstützen.**

**Unsere verehrten Leser bitten wir,
die Anzeigen zu beachten.**

Inserate: »Brot für die Welt«, Commerzbank, Ferber, Ihring Melchior, Hotel Kübel, Landkreis Gießen, Merck, Philips, Möbelhaus Sommerlad, Volksbank Gießen, Will Wetzlar
Beilage: Deutsche Bank



EHRENTAFEL

Die Gießener Hochschulgesellschaft trauert um
ihre verstorbenen Mitglieder

Prof. Dr. jur. Walter Mallmann, Gießen

Prof. Dr. rer. nat. Heinrich Brune, Leihgestern

Prof. Dr. med. vet. Dr. med. vet. h.c. Rudolf Wetzler, Gießen

Landgerichtspräsident a. D. Kurt Neuenhagen, Gießen

Prof. Dr. Dr. h.c. Dr. h.c. Wulf Emmo Ankel, Laubach

Bibliothek-Direktor i. R. Dr. Josef Schawe, Gießen

Prof. Dr. med. Rudolf Knebel, München

Prof. Dr. Heinrich-Wolfgang Leber, Lahnau 3

Arthur Seibert, Wetzlar

Dr. Ing. Wolfgang Teske, Kronberg

Dr. Hans Freiensehner, Mannheim

Dr. med. Klaus Burmeister, Ewersbach

Dr. med. vet. Herbert Otto, Henfenfeld

Leonhard Cornelius Freiherr von Heyl zu Herrnsheim

Personalmeldungen der Justus-Liebig-Universität Gießen

Zu Honorarprofessoren wurden ernannt

Dr. rer. nat. *Hans-Jürgen Jäger*, Direktor des Instituts für Produktions- und Ökotoxikologie der Bundesforschungsanstalt für Landwirtschaft, Braunschweig (Honorarprofessur im Fachbereich Biologie);

Dr. iur. *Edwin Kube*, Abteilungspräsident im Bundeskriminalamt, Wiesbaden, Leiter des Kriminalistischen Instituts (Honorarprofessur im Fachbereich Rechtswissenschaften);

Dr. theol. *Eckhard von Nordheim*, Oberkirchenrat bei der evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, Darmstadt (Honorarprofessur im Fachbereich Religionswissenschaften);

Dr. iur. *Joachim Rottmann*, Richter des Bundesverfassungsgerichtes (Honorarprofessur im Fachbereich Rechtswissenschaften).

Zu Honorarprofessoren des Fachbereiches Humanmedizin sind folgende Wissenschaftler, die bisher als Privatdozenten dem Lehrkörper angehörten, ernannt worden:

Dr. med. *Henning Bleyl*, Wissenschaftlicher Angestellter des Instituts für Klinische Chemie und Pathobiochemie;

Dr. med. *Franz Dietzel*, Leitender Arzt der Abteilung Strahlentherapie der Städtischen Krankenanstalten Bayreuth;

Dr. med. *Herbert Heckers*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Innere Medizin;

Dr. med. *Dieter Heinrich*, Oberarzt der Intensivstation des Zentrums für Innere Medizin;

Dr. med. *Harald Morr*, Direktor und Chefarzt der Klinik für Lungen- und Bronchialerkrankungen Waldhof Elgershausen in Greifenstein, Lahn-Dill-Kreis;

Dr. med. *Hans Bernd Pralle*, Akademischer Rat in der Abteilung Hämatologie und Onkologie des Zentrums für Innere Medizin;

Dr. med. *Theodor H. Schöndorf*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Innere Medizin;

Dr. med. *Volker Wizemann*, Wissenschaftlicher Angestellter in der Funktion des Oberarztes im Medizinischen Zentrum für Innere Medizin;

Dr. med. *Horst Dieter Zimmermann*, Leitender Arzt des Pathologischen Instituts des Landkrankenhauses Coburg, Lehrkrankenhaus der Universität Würzburg.

Neubesetzung von Professorenstellen in folgenden Fachbereichen

Gesellschaftswissenschaften

Professur (C 4) für Soziologie:

Prof. Dr. rer. pol. *Bernhard Giesen*, vorher Privatdozent an der Universität Münster.

Erziehungswissenschaften

Professur (C 4) für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Empirische Unterrichtsforschung:

Prof. Dr. phil. *Siegfried Prell*, vorher Professor an der Technischen Universität Braunschweig.

Mathematik

Professur (C 4) für Mathematische Statistik und Wahrscheinlichkeitstheorie:

Prof. Dr. rer. nat. *Winfried Stute*, vorher Professor an der Universität Siegen.

Biologie

Professur (C 3) für Botanik:

Prof. Dr. phil. *Gerhard Gottsberger*, vorher Professor Adjunto am Departamento de Biologia der Universidade Federales de Maranhao in Sao Luis/Bras.

Humanmedizin

Professur (C 3) für Psychiatrie:

Prof. Dr. med. *Helmut Busch*, vorher außerplanmäßiger Professor und Ärztlicher Direktor der Landesnervenklinik Alzey;

Professur auf Zeit (C 2) für Neurologie:

Prof. Dr. med. *Otto Busse*, vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Neurologischen Klinik;

Professur auf Zeit (C 2) für Allgemein Chirurgie:

Prof. Dr. med. *Johannes Dobroschke*, vorher Hochschulassistent an der Klinik für Allgemein Chirurgie;

Professur (C 4) für Strahlentherapie:

Prof. Dr. med. *Harald von Lieven*, vorher Professor an der Universität München, Oberarzt an der Radiologischen Klinik mit Poliklinik.

Berufungen Gießener Hochschul- lehrer nach auswärts: (Annahme eines Rufes oder sonstiger Angebote)

Prof. Dr. agr. *Michael Besch* (Marktlehre der Agrar- und Ernährungswirtschaft) auf eine Professur an der Technischen Universität München;

Prof. Dr. iur. *Uwe Blaurock* (Bürgerliches Recht, Handels- und Wirtschaftsrecht, Steuerrecht und Rechtsvergleichung) auf eine Professur an der Universität Göttingen;

Prof. Dr. rer. oec. *Günter Franke* (Betriebswirtschaftslehre III) auf eine Professur an der Universität Konstanz;

Prof. Dr. med. *Ernst Grote* (Neurochirurgie) auf eine Professur an der Universität Tübingen;

Prof. Dr. med. *Hauke Krey* (Augenheilkunde) als Leitender Arzt an das Städtische Augenkrankenhaus in Augsburg;

Prof. Dr. med. *Michael Lukas Moeller* (Psychohygiene) auf eine Professur an der Universität Frankfurt/Main;

Prof. Dr. phil. *Peter Horst Neumann* (Neuere deutsche Literaturgeschichte und Allgemeine Literaturwissenschaft) auf eine Professur an der Universität Erlangen-Nürnberg;

Privatdozent Dr. agr. *Hermann Seufert* (Landtechnik) auf eine Professur an der Gesamthochschule Kassel/Witzenhausen;

Prof. Dr. med. dent. *Ulrich-Georg Tammoscheit* (Kieferorthopädie) auf eine Professur an der Universität Regensburg;

Prof. Dr. rer. nat. *Norbert Victor* (Biomathematik) auf eine Professur an der Universität Heidelberg.

Es habilitierten sich

Dr. med. vet. *Erich Eigenbrodt*, Hochschulassistent am Institut für Biochemie und Endokrinologie, für das Fach Physiologische Chemie;

Dr. med. *Dieter Hofmann*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Klinik für Unfallchirurgie des Medizinischen Zentrums für Chirurgie, für das Fach Chirurgie;

Dr. med. *Gerhard Hummel*, Akademischer Rat am Institut für Veterinär-Anatomie, für das Fach Veterinär-Anatomie, -Histologie und -Embryologie;

Dr. med. vet. *Ilse Käufer*, Akademische Rätin am Institut für Veterinär-Pathologie, für das Fach Allgemeine Pathologie, Pathologische Anatomie und Histologie der Tiere;

Dr. med. *Klaus-Gerhard Kunze*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Medizinischen Zentrum für Chirurgie, für das Fach Chirurgie und Unfallmedizin;

Dr. med. *Hermann Lindemann*, Hochschulassistent am Zentrum für Kinderheilkunde, für das Fach Kinderheilkunde;

Dr. med. vet. *Burkhard Meinecke*, Akademischer Rat an der Ambulatorischen und Geburtshilflichen Veterinärklinik, für das Fach Physiologie und Pathologie der Fortpflanzung;

Dr. rer. nat. *Josef Nipper*, Hochschulassistent am Geographischen Institut, für das Fach Wirtschafts- und Sozialgeographie;

Dr. med. vet. *Ernst Petzinger*, Hochschulassistent am Institut für Pharmakologie und Toxikologie, für das Fach Pharmakologie und Toxikologie;

Dr. med. vet. *Manfred Reinacher*, Hochschulassistent am Institut für Veterinär-Pathologie, für das Fach Allgemeine Pathologie, Pathologische Anatomie und Histologie der Haustiere;

Dr. med. *Klaus Emil Rehm*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Klinik für Unfallchirurgie des Medizinischen Zentrums für Chirurgie, für das Fach Chirurgie und Unfallmedizin;

Dr. med. *Bernhard Schölkens*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Abteilung Pharmakologie der Hoechst AG, Frankfurt, für das Fach Pharmakologie;

Dr. med. *Christos Stambolis*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Pathologie, für das Fach Allgemeine Pathologie und spezielle pathologische Anatomie;

Dr. med. *Wolfgang Weidner*, Hochschulassistent in der Urologischen Klinik des Medizinischen Zentrums für Chirurgie, für das Fach Urologie.

Urlaub für die ganze Familie – In Hessens grüner Mitte



Rechts und links der Lahn im Landkreis Giessen

Information: Landkreis Giessen, Ostanlage 39, Telefon (0641) 3010, 6300 Giessen



B

ergdorf in Bolivien. Ländliche Idylle?

Ein trügerisches Bild: Der Alltag der Landbewohner in den Anden ist äußerst beschwerlich; ihre Arbeit, ihr Leben, ihre Hoffnungen und Leiden sind uns oftmals fremd. Die Stimmen aus den Dörfern der Dritten Welt erreichen uns kaum. Eine Aufgabe von »Brot für die Welt« ist es, den Armen Gehör zu verschaffen und immer wieder deutlich zu machen, wie sehr die Welt, in der wir leben, an ungerechter Verteilung der Güter und Chancen leidet. »Brot für die Welt«, Postfach 476, 7000 Stuttgart 1, Spendenkonto: 500 500-500, Postscheckamt Köln.

Die Universität Gießen 1933–1957 – Niedergang, Auflösung und Wiedergeburt*

Den Gießener Freunden

Am 25. März 1946 spielte sich in Gießen ein Ereignis ab, das in der Hochschulgeschichte der deutschen Nachkriegszeit einmalig war, ja vor der in der Bundesrepublik anderthalb Jahrzehnte später einsetzenden Gründungseuphorie unfassbar schien. Es konnte seinesgleichen nur vorfinden in dem großen Universitätssterben während der napoleonischen Zeit. Der Gießener Rektor, der Physiker Karl Bechert, mußte die Schließung der geisteswissenschaftlichen Fakultäten – Theologen, Juristen und Philosophen – verkünden und damit das Ende der alten Ludoviciana nach einer fast 350jährigen Geschichte. Schock und Depression waren in Gießen allgemein, Dolchstoßlegenden bildeten

sich, denn niemand konnte damals wissen, daß der neuerliche Aufstieg der Justus-Liebig-Universität nach 1957 das Ereignis zu einer Episode machen sollte, obgleich seither der Wegfall der Evangelisch-Theologischen Fakultät als bleibende Spur blieb. In der gebotenen Knappheit soll das Ereignis von 1946 in den Mittelpunkt gerückt werden. Von daher ergibt sich eine Dreiteilung des Vortrags: eine Skizze der Voraussetzungen einschließlich der Weichenstellungen im Dritten Reich, eine Schilderung der Vorgänge von 1946 und dann ein kurzer Ausblick auf die Wiedergeburt der Universität.

I.

Der Weg in die Krise

Gießen war bekanntlich als hessen-darmstädtische lutherische Landesuniversität 1607 begründet worden aus dem Gegensatz zum reformierten Marburg. Unmittelbare Nähe, rechtliche Überschneidungen, widerstreitende Ansprüche schufen eine Konkurrenzsituation, die in der älteren Zeit in unterschiedlichen Konstellationen weitergeführt wurde. Mit der Ausbildung eines Gesamtuniversitätssystems in Deutschland im 19. Jahrhundert, mit dem Nationalgedanken und mit dem Nachlassen territorialen und konfessionellen Denkens kamen immer wieder Pläne einer Fusion der beiden hessischen Universitäten auf, zumeist im Sinne einer Arbeitsteilung zwischen Gießen und Marburg. Bezeichnenderweise hat stets der jeweils Schwächere für die Fusion plädiert. Gießen aber

* Vortrag anlässlich des Gießener Universitätsjubiläums am 12. Mai 1982. Die Textfassung wurde seinerzeit für den mündlichen Vortrag gekürzt. Sie beruht auf eigenen Archivstudien, vor allem in den Akten der Universitäten Gießen und Marburg sowie der amerikanischen Militärregierung in Hessen. Die zum Jubiläumsjahr reichlich erschienene Literatur wurde nur gelegentlich eingearbeitet. Eine wesentlich erweiterte, mit wissenschaftlichen Anmerkungen versehene Studie soll nachfolgen. Für Rat und Hilfe habe ich vor allem zu danken Frau Dr. Inge Auerbach (Marburg), Frau Prof. Dr. Karin Bornkamm (Bielefeld), den Herren Prof. Dr. Peter Moraw (Gießen), Prof. Dr. Klaus Scholder (Tübingen), Reg.-Dir. Klaus Kübel (Gießen) und Dr. Berthold Jäger (Marburg) und nicht zuletzt Frau Dr. Margret und Herrn Prof. Dr. Eberhard Naujoks. Mein Mitarbeiter Manfred Rudersdorf (Tübingen) stand mir auch hier mit Rat und Tat zur Seite. Für kritische Anmerkungen gilt mein Dank den Kollegen Hans Georg Gundel und Peter Moraw (beide Gießen).

blieb die hessen-darmstädtische Landesuniversität und mußte mit seinen Studenten auch die inneren Spannungen des Großherzogtums aushalten. Der rheinbündisch geprägte Spätabolutismus in Darmstadt unter Großherzog Ludwig I. und seinem Minister Du Thil schien Gießen länger einen gewissen Vorsprung vor dem damals noch recht altväterlichen Marburg zu sichern, zumal als die Ludoviciana durch Justus von Liebig zum ersten Geburtsort der modernen Naturwissenschaften in Deutschland wurde. Liebig hat übrigens die Entwicklung seiner Universität in vielen Fächern mit zu prägen gesucht, bevor er 1852 nach München ging. Das Gleichgewicht der hessischen Universitäten verschob sich, als 1866 Marburg preußisch und damit in den größten Hochschulverbund Deutschlands einbezogen wurde. Der preußische Staat bemühte sich energisch um die neugewonnenen Universitäten Kiel, Göttingen und Marburg; die planvolle Politik des Berliner Ministeriums wirkte sich im Vergleich zu Gießen vor allem in den Geisteswissenschaften bald aus. Die Großmacht Preußen hatte andere Möglichkeiten als das finanziell beschränkte Hessen-Darmstadt, – wenn sich auch in den Berufungen eine gewisse Neigung der kleinstaatlichen Universitäten Süddeutschlands abzeichnete, ihre Autonomie gegenüber dem großen Bruder zu behaupten, so war dies doch nur ein bescheidener Reflex gegenüber der Großmachtstellung Preußens, die sich auch in der Wissenschaft abzeichnete. Peter Moraw hat gezeigt, wie die Gießener Universität – im Verein mit dem Darmstädter Ministerium – aus dieser Not eine Tugend machte. Sie schaffte es, eine eigene Note zu gewinnen mit den „Spezialdisziplinen“, die sie in die Universität einbezog, anstatt, wie anderswo, eine Separation in Spezialhochschulen zuzulassen oder gar zu fördern – mit Forstwissenschaften, Veterinärmedi-

zin und Landwirtschaft.* Daß man in Gießen das tradierte Exklusivitätsdenken der alten Fakultäten überwandt, prägte das Gesicht der Ludwigs-Universität zu ihrem Vorteil: es führte freilich auch dann und wann zu einer Unterbewertung der Geisteswissenschaften. Scheinbar an der Peripherie einer alten Universität angesiedelt, sollten die „Spezialdisziplinen“ später das Korsett sein, das schließlich die Ludoviciana zusammenhielt. Aber auch die evangelische Theologie erreichte um die Jahrhundertwende erneut nahezu eine Spitzenstellung in Deutschland, was auch einzelnen Disziplinen innerhalb der Philosophischen Fakultät immer wieder gelang. Damit ist das eigentümliche Profil der Universität Gießen beschrieben.

Neben der älteren Konkurrenz durch Marburg verschärfte sich jedoch die Situation der Ludoviciana nach 1866 abermals mit der Gründung der städtischen Stiftungsuniversität in Frankfurt 1914 – diese verdrängte die Ludoviciana langsam, aber sicher aus einem traditionellen Einzugsgebiet; sowohl von der geographischen Lage wie vom unterschiedlichen Zuschnitt der beiden Universitäten erwuchs eine erhebliche Gefahr. Die Mainmetropole aber war für die Gießener Universität seit ihren Anfängen intellektuell und ökonomisch gleich bedeutend. Die Attraktionen der neuen Hochschule, die sich vielfach liberalem Geist öffnete, erwiesen sich als Problem. Marburg und Frankfurt nahmen Gießen gleichsam in die Zange, sowohl von der geographischen Lage wie vom unterschiedlichen Zuschnitt der beiden Universitäten her. Die Gefahr einer oberhessischen Provinzialisierung war für Gießen 1918 sehr akut geworden. Diese Entwick-

* Vgl. P. Moraw: „375 Jahre Universität Gießen – Kontinuität im Wandel“ (Vortrag, gehalten am 10. Mai 1982 in Gießen). In: Gießener Universitätsblätter, Heft 1, Mai 1983.

lung aber traf die Ludoviciana in einer ohnehin kritischen Situation: der Wegfall des landesfürstlichen Mäzenatentums, zunehmendes zentralistisches Denken im Deutschen Reich stellten das Selbstverständnis einer kleinen Landesuniversität nach innen und nach außen auf eine harte Probe; die Universität Gießen behielt immerhin für Pfarrer, Lehrer und andere Staatsdiener Hessen-Darmstadts ihr Prüfungsmonopol.

Die äußere Krise wurde überlagert von der inneren Problematik. Längst hatte eine ausgeprägte und militante nationale Grundstimmung auch die Gießener Professoren und Studenten erfaßt; dies artikuliert sich im Ersten Weltkrieg in chauvinistisch-annexionistischen Äußerungen, denen freilich auch zunehmend gemäßigte Stimmen gegenüber standen. Die Ludoviciana bildete in der deutschen Universitätslandschaft keine Ausnahme – die Grundtendenzen im deutschen Bürgertum artikulierten sich hier, wenn auch zuweilen eingespannt in den Rahmen einer akademischen Gesellschaft, die Zusammenhalt und äußere Lebensformen aufrecht erhielt. Der Schock des Krieges und der Niederlage, der Zusammenbruch einer als heil und unantastbar gewählten bürgerlichen Welt unter der Schirmherrschaft einer starken Militärmonarchie war somit tief; die Universitätsprofessoren waren deutsch-national. Hessen-darmstädtischer Landespatritismus läßt sich kaum ausmachen. Eine fast bornierte Distanz vieler zu der in Darmstadt regierenden Weimarer Koalition aus Zentrum, Demokraten und Sozialdemokraten war unverkennbar, wenn gleich diese nach ihren Kräften vieles für die Universität tat – besonders der sozialdemokratische Staatspräsident Bernhard Adelung ist hier zu nennen. Gleichzeitig aber stellten die „Reichsreformpläne“ der Weimarer Republik, vom Haupt der Darmstädter Kirche, dem Prälaten Wil-

helm Diehl, bewußt auf das hessische Kirchenwesen ausgedehnt, bereits die alte Darmstädter Staatlichkeit in Frage. Vor dem Hintergrund der Finanznot des Landes braute sich hier eine für die Ludoviciana gefährliche Situation zusammen.

Der Volksstaat Hessen hatte – bezogen auf die Einwohnerzahl – die relativ höchsten Universitätskosten nach Mecklenburg. Schon das verstärkte Zusammenwachsen des deutschen Universitätssystems hatte eine Relativierung der Rolle Gießens bedeutet, das seine Existenzberechtigung vor allem aus seiner Stellung als Landesuniversität schöpfte. 1925 beantragten die Kommunisten im Landtag sogar die Auflösung der Universität, 1926 gab es heftige Landtagsdebatten um ihre künftige Gestalt, in der es schon um Amputationen ging. Immerhin erklärte der hessische Finanzminister ganz offen, die Gießener Universität würde eine Auflösung des Volksstaates Hessen nicht überleben. Rektor und Dekane mußten ihre Alma mater verteidigen. 1930 gab es sogar Überlegungen über ein Reichssequester für die kleinstaatlichen Universitäten Gießen, Rostock und Jena. Spätere Entwicklungen kündigten sich an, als aus der Mitte der Gießener Universität selbst Reduktionspläne formuliert wurden. Der Theologe Heinrich Frick schlug schon bei seinem Weggang von Gießen nach Marburg 1928 im Darmstädter Ministerium die Ausgliederung von Theologen, Juristen und Geisteswissenschaftlern vor, die durch eine Verlagerung der sekundären Theologen- und Lehrerausbildung kompensiert werden sollte. Ebenso wie beim Prälaten Diehl waren für Frick die Erinnerungen an die konfessionellen Konflikte bei der Gründung Gießens bestimmend, die er nun für obsolet hielt. Wenn er wie Diehl die eine hessische Kirche des Landgrafen Philipps des Großmütigen heraufbeschwor, so war darin für Frick kein Platz für eine Universität Gießen mehr.

Trotz des drohenden Gespenstes einer Auflösung, trotz aller kritischen Untertöne und beschränkten Mittel, blieb die Bilanz der Weimarer Zeit beachtlich. Immerhin vermochte die Ludoviciana weiterhin bemerkenswerte Leistungen aufzuweisen; liberale Tendenzen zeigten sich noch in der Theologie, neuerdings in den Wirtschaftswissenschaften. Ja, die rote Kapelle, die bedeutende prosovjetiche Spionageorganisation des Zweiten Weltkrieges, hatte eine Gießener Wurzel im Umkreis der Ökonomen. Neben den dominierenden kommunistischen Mitgliedern gab es hier auch bürgerlich-demokratisch bestimmte Widerstandskräfte gegen das Hitlerregime, wie den Gießener Historikersohn Helmut Roloff. Der 1933 abgesetzte und unter dramatischen Umständen abgeführte Dozent Georg Mayer, genannt Säbelmayer, ein Kommunist, wurde nach dem Krieg Rektor der Universität Leipzig, Friedrich Lenz vertrat staatssozialistische Theorien, es gab durchaus aufrichtige Demokraten, wie die Professoren Messer oder Aster. Der durchschnittliche Gießener Professor war jedoch national und konservativ, nicht extrem, unter diesen eindeutigen Vorzeichen unpolitisch, unkritisch und auch naiv gegenüber dem, was kommen sollte – das Trauma der Niederlage, das Idealbild vom Kaiserreich als rückwärtsgewandte Utopie, Distanz zur Demokratie und zur Republik waren verbreitet. Diese Züge waren bei den Studenten weit radikaler, eine allgemeine materielle Notsituation speiste den extremen Nationalismus und den Protest gegen die Niederlage, in die sich ein ausgeprägter Antisemitismus mischte. Der Hygieniker Philaletes Kuhn, als Arzt durch die deutsche Kolonialverwaltung geprägt – Rassist, Sozialdarwinist und Anhänger des autoritären Staates, war einer der wenigen frühen Nationalsozialisten an der Ludoviciana.

An wissenschaftlichem Rang konnte man

sich in Gießen sehen lassen, die Naturwissenschaften, einzelne Zweige der Geisteswissenschaften, immer noch die Theologie, in der die liberale Tradition der Ritschlschen Schule, die einst von Bernhard Stade glanzvoll in Gießen etabliert worden war, ausklang. Aber gerade hier zeigte die Berufungspolitik problematische Züge – der Prälat Wilhelm Diehl, seit 1930 Gießener Honorarprofessor, der sich selbst als Vermittler zwischen Liberalen und Evangelikalen sah, äußerte sich als Oberhaupt der hessischen Kirche immer wieder gegen Neuerungen, so gegen die Berufung der Theologen Karl Barth und Günther Dehn, die freilich der im Kern konservativen Universität hätten aufoktroziert werden müssen.

Die Machtergreifung an der Universität

Es soll hier der Weg zur nationalsozialistischen Machtergreifung in Gießen nicht im einzelnen nachgezeichnet werden, der sich in den üblichen Formen vollzog. Er war bei den Studenten vorbereitet durch den Erfolg des NS-Studentenbundes, der seit 1931 die Mehrheit in der Studentenschaft errang. Aber auch bei den Professoren war hinter den traditionellen Fassaden offiziellen und privaten akademischen Lebens ein hohes Maß an Bereitschaft, das neue Regime zu akzeptieren – Begeisterung für den Machtstaat, autoritäres Führertum, Sozialdarwinismus und antidemokratische Vorurteile bereiteten hier dem Erfolg der Diktatur den Weg. Kontinuität und Umbruch gingen auch in Gießen Hand in Hand. Die Universität erhielt im Oktober 1933 eine neue Verfassung, in der der Rektor als Führer benannt wurde – zunächst der Theologe Heinrich Bornkamm, der noch vom Senat gewählt worden war. Der Hygieniker Philaletes Kuhn hatte ein Konzept der Führerschaft des Rektors durchgesetzt – verbunden mit dem Prinzip des

„Zweiführers“, der neben die jeweiligen traditionellen Amtsträger trat, um sie zu kontrollieren. Betont wurde als Vorbild der preußische Generalstab. Deutlich aber erscheint auch die Verwandtschaft mit dem revolutionären Kommissarwesen. Freilich hielt sich diese Gießener Spielart des Führerstaates nicht lange, die traditionellen Strukturen einer Universität behaupteten sich stärker als den Neuerern lieb war und gingen eine merkwürdige Synthese mit den Prinzipien des autoritären Führerstaates ein. Die Verfassungsgeschichte der Universität spiegelte dabei eine grundsätzliche Haltung der Professorenenschaft, die sich in weiten Teilen rasch und bereitwillig arrangierte: es gab genügend Nischen, um zu überleben, wenn man sich nicht gerade politisch exponierte oder dem erbarmungslosen Rassenwahn zum Opfer fiel. Man wird kaum unmittelbar Verbrecherisches finden, aber die Verbindung von Opportunismus, intellektueller Korruption und Hinwendung zur Inhumanität, die vielfach aufkamen, wirkt auf den nachträglichen Betrachter doch erschreckend.

Die heute längst erkannte „Polykratie“ des nationalsozialistischen Staates – zuweilen auch durchaus als Verwaltungschaos zu betrachten – verhinderte eine Verfestigung der Lage im Sinne einer braunen Revolution. Zunächst bestimmte noch das Darmstädter Ministerium über das Schicksal der Landesuniversität. Bis 1935 gingen die Berufungsfragen an Berlin über, während die finanzielle Kompetenz länger in Darmstadt blieb – im Chaos konnte es passieren, daß ein berufener Neuhistoriker kein Gehalt erhielt, sich verschuldete und deshalb dann nicht ernannt wurde. Der Berliner Zentralismus nahm keine Rücksichten auf Traditionen und lokale Spezialitäten – die Universität sollte für das Dritte Reich teuer bezahlen. Die Befürchtungen aus der Zeit der Weimarer Republik waren mit

dem Zentralismus des Dritten Reiches Realität geworden, auch wenn sich anfangs kaum jemand die drohende Gefahr vor Augen führte.

Die Schwankungen der Universitätsverfassung betrafen auch die Stellung des Kanzlers, des „Zweiführers“, der bald wieder durch den Prorektor abgelöst wurde. Die Einführung eines Universitätsrichters, die offizielle Etablierung von NS-Studentenschaft und NS-Dozentenbund im Gefüge der Universität schnitten tief ein, ganz abgesehen von der Gewinnung einzelner Universitätsmitglieder als Konfidenten von SD und Gestapo, die im Krieg offenbar zunahm. Aus all dem erwachsen Verunsicherung einerseits, die Möglichkeit zur Ausnützung der Situation andererseits, verbunden mit der Korruption des überkommenen Systems, mit Patronagepolitik und mit immer stärkerer Willkür der vorgesetzten Stellen. Vielleicht lassen sich diese Fragen vom Personellen her verdeutlichen, ohne daß hier schon endgültige Aussagen gemacht werden könnten.

Erster nationalsozialistischer Kanzler war der bekannte Altphilologe Rudolf Herzog – er war bald dem Regime nicht hart genug. So vollzog sich der unaufhaltsame Aufstieg des Geologen Karl Hummel, eines recht mittelmäßigen Gelehrten, in dem das Regime einen zwar nicht gerade bösarigen, aber ebenso fanatischen wie willigen Gehilfen fand. Als er das bald erlöschende Amt des Kanzlers wieder abgab, blieb er doch Geschäftsführer des NS-Dozentenbundes und wurde gleichsam eine Art Symbolfigur der braunen Universität Gießener Prägung. Wissenschaftlicher Durchschnitt, aus einem völlig zerstrittenen Institut kommend, in dem der Ordinarius Hermann Harrassowitz mit seinen Nichtordinarien in bitterer Fehde lag, hatte sich Hummel nach anfänglicher Passivität, ja Loyalität schließlich entschieden gegen Harrassowitz gestellt, der nach längerem

Tauziehen 1935 unter einem Vorwand pensioniert wurde.

Mit bemerkenswerter Taktik, die Funktionen des Nichtordinariatenvertreters im Senat, des kommissarischen Institutsdirektors, des Kanzlers, des Vertrauensmannes des NS-Dozentenbundes geschickt aus spielend, konnte Hummel am Ort zum Ordinarius aufsteigen – ein willfähriger Bürokrat des Regimes, seiner Wissenschaft noch so weit verpflichtet, daß er gelegentlich durchaus bereit war, abstrusen Theorien von Parteistellen entgegenzutreten, blieb er doch die graue Eminenz der Partei an der Universität, ein „Unbestechlicher“, dessen Weg die Gießener Kollegen nur allzu gut kannten – der Erfüllungsgehilfe seiner vorgesetzten Parteistellen, in seinen Möglichkeiten allerdings groteskerweise gebremst durch seine persönliche Verankerung in Gießen. Zunächst schien Hummel kein allzu bedeutendes Gewicht zu haben, aber dieses wuchs mit den Jahren, da die Kontinuität seiner Position sich immer stärker auswirkte.

Die Problematik der aktiven Zusammenarbeit mit dem braunen Regime zeigte sich schnell bei den ersten Rektoren. Der Augenarzt Theodor Jess hatte die Entlassungen der rassistisch und politisch Verfolgten zu vollziehen. Der bedeutende Kirchenhistoriker Heinrich Bornkamm, ehrgeizig, blutjung nach Gießen berufen, war 1933 noch vom Senat zum Rektor gewählt, und dann schon vom Reichsstatthalter 1933 ernannt worden – an ihm läßt sich sehr deutlich der ungeheure Sog des Jahres 1933 zeigen. Der Deutsche Christ konnte sich anfangs für die neuen Formen begeistern. Auf der anderen Seite war der Aderlaß der Ludoviciana fürchterlich, gerade in Bereichen, in denen man mit Berufungen etwas gewagt hatte – die Namen, teils Leuchten der Wissenschaft, können hier nicht im einzelnen aufgeführt werden. Diese Maßnahmen, die im wesentlichen die liberalen

Teile der Professorenschaft dezimierten, trafen vor allem die Geisteswissenschaften im weiteren Sinn – hier vollzog sich ein tiefer Einbruch, der im Gesamtspektrum eine bemerkenswerte Qualitätsverschiebung zugunsten der Naturwissenschaften bedeutete, der also eine ohnehin vorhandene Tendenz erheblich verstärkte. Insgesamt mußten, freilich einschließlich altersbedingter Emeritierungen, über 30 Universitätsmitglieder gehen, wurden 21 von 60 ordentlichen Lehrstühlen frei gemacht, ein beträchtlicher Spielraum für die Manipulationen von Partei und Staat an der Ludoviciana – ein gefährlicher Einbruch, der Plänen zu einer Amputation der Universität entgegenkommen mußte. An den freiwilligen und unfreiwilligen Helfern des Regimes konnte eine solche Entwicklung nicht spurlos vorbeigehen. Insoweit bekam Heinrich Bornkamms bislang glänzende Karriere einen Schatten, auch wenn er sich um vorsichtige Milderungen bemüht hatte und manchem helfen konnte. Bornkamm erkannte freilich recht bald die Gefahr, die für seine Kirche heraufzog. Erschreckend ist aber, wie teilnahmslos die bleibenden Kollegen den Exodus der rassistisch und politisch Verfolgten quittierten, die noch vor kurzem ihre geschätzten Kollegen waren.

Die nationalsozialistische Universität

Bornkamms Nachfolger an der Universitätsspitze, der Pädagoge Gerhard Pfahler, war dann der erste eigentlich braune Rektor der Universität. Mit Bornkamm befreundet, war Pfahler wohl auch als dessen Kandidat berufen worden. Württembergischer Pfarrerssohn, Freiwilliger des Ersten Weltkrieges, noch zum Offizier aufgestiegen, wurde Pfahler nach Kriegsende aus Engagement für den einfachen Mann Volksschullehrer, wandte er sich dann Fragen der Psychologie zu, in der er auch promoviert wurde. Literarisch ungemein

fruchtbar, hatte Pfahler damals modernere Fragen rezipiert und dadurch eine Bedeutung in der Diskussion um die Differenzierung der Phasen des Kindesalters gewonnen. Zugleich aber hing er sozialdarwinistischen und Rassentheorien an, die für die spätere Nachwelt seine wissenschaftlichen Arbeiten verdunkelt haben. Über Braunschweig und Frankfurt kam er nach Gießen und wurde dort schon 1934 für drei Jahre Rektor. Man kann nicht umhin zu sagen, daß der zuweilen rabiate Nationalsozialist Pfahler ein bedeutender Rektor war. Ihm dankte Gießen Ansätze zu einer letzten Blüte der Geisteswissenschaft – der Rektor sorgte für die nötige Rückendeckung bei einer ganzen Reihe bedeutender Berufungen, bei denen die Parteimitgliedschaft keine Rolle spielte – der Germanist Walter Rehm, die Historiker Kurt Stade, Gerd Tellenbach und Rudolf Stadelmann, der Altphilologe Wilhelm Süß wurden nach Gießen geholt, wobei der Rektor sich auch über neue Einwände Hummels hinwegsetzte. Pfahler zeigt, wie auch die neuen Männer begannen, sich mit der alten Universität zu identifizieren.

Man wird die Rolle Pfahlers wohl erst endgültig mit den Akten des Reichsministeriums charakterisieren können; aber die Entwicklung des hessischen Kirchenkampfes zeigte ihn, der etwa in Ehrenfragen bis zur Brutalität gehen konnte, noch einmal als einen Mann, der sich engagiert vor seine Theologische Fakultät stellte, wobei auch seine Freundschaft mit den Theologen Bornkamm und Haenchen beigetragen haben mag. Immerhin hatte der Pfarrerssohn Pfahler selbst damals mit der Kirche gebrochen.

Der hessische Kirchenkampf, in den die Theologische Fakultät trieb, hatte deutliche Nebenwirkungen für die gesamte Universität. 1933 hatten Gießens Theologen ein stark deutsch-christliches, also regime-treues Profil, mit Heinrich Bornkamm und

Ernst Haenchen an der Spitze. Haenchen war 1932 an erster Stelle der Berufsliste der Kandidat der konservativen Fakultätsmehrheit gewesen, von Bornkamm gestützt, während sich eine Minderheit für eine Hausberufung des gebürtigen Darmstädters Peter Brunner, eines ehemaligen Harvardstudenten und bedeutenden Systematikers, eingesetzt hatte. Bemerkenswerterweise hatte Staatspräsident Adenauer den Ruf an Brunner erteilt, aber die neue NS-Regierung brach 1933 die Verhandlungen ab und ernannte Haenchen. Frühzeitig hatte sich der emeritierte liberale Kirchenhistoriker Gustav Krüger in einem eindrucksvollen Akt von den Praktiken des Dritten Reiches in der Hochschulorganisation distanziert und feierlich, unter Berufung auf ein aristokratisch verstandenes Professorenethos, den Senat verlassen. Aber auch die deutsch-christlichen Professoren gerieten bald in Konflikt mit dem rabiatischen Kurs des neuen nassau-hessischen Landesbischofs Dietrich, welcher der Mann des unbedeutenden und regimekonformen Reichsbischofs Ludwig Müller und seines „Rechtswahrs“ August Jäger – des Dämons im deutschen Kirchenkampf – war. Heinrich Bornkamm und Ernst Haenchen bildeten mit Leopold Cordler das Rückgrat der von der Theologischen Fakultät ausgehenden Kritik.

Der Konflikt erreichte sehr schnell größte Schärfe, als sich die Fakultät auf ihr evangelisches Bekenntnis berief und am 2. November 1934 auf einer Gießener Synode dem Landesbischof in aller Form die Legitimation absprach, da er evangelischer Kirchenlehre nicht mehr entspräche. Die Fakultät hatte sich auf diese Position geeinigt. Der Schritt erregte ein beachtliches Aufsehen und verlieh der Fakultät noch einmal im ganzen Land eine beträchtliche Autorität. In einer Pfarrerversammlung der Propstei Oberhessen am 12. November wurde erneut der Rücktritt von Dietrich

gefordert – Leopold Cordier, der konsequenteste Gegner des Regimes unter den Gießener Ordinarien, sah seine Fakultät an vorderster Front des hessischen Kirchenkampfes. Aber anders als er – dies hat jüngst Martin Greschat betont – fühlten sich Haenchen und Bornkamm als Beamte letztlich auch dem Staat neben der Kirche verpflichtet, und sie willigten auf den massiven Druck des Gauleiters Sprenger in einen Burgfrieden ein, der schließlich Cordier isolierte und den Anfang vom Ende der Gießener Theologischen Fakultät bedeutete.

Landesbischof Dietrich seinerseits hatte die Theologen in Berlin denunziert, aber nun stellte sich der Rektor Pfahler so entschieden vor sie, daß sie auch vom Reichskirchenministerium nach außen gedeckt wurden. Aber dennoch war die Fakultät mißliebig geworden, und von Berlin aus bemühte man sich sichtlich, sie im nationalsozialistischen Sinne umzubiegen. Wenn auch Dietrich allein den Neutestamentler Georg Bertram aus unterschiedlichen Gründen zum bedingungslosen Anhänger hatte, standen doch mehrere Professoren der Theologie dem Regime nicht distanziert gegenüber – die Bekennende Kirche hatte nur drei profilierte Anhänger. Leopold Cordier war praktischer Theologe und kämpfte einen mutigen Kampf als Mitglied der Bekenntnissynode in Oberhessen – der nervenzermürende Kleinkrieg dürfte 1939 zu seinem frühen Tod beigetragen haben. Daß viele von Cordiers Schriften ebenfalls heute sehr zeitbezogen erscheinen, ändert nichts an dem Bild eines mutigen und konsequenten Mannes, dessen Beispiel die Universität ehrt. Dies gilt auch für den 1933 überangegangenen Dozenten Peter Brunner. Unerschrocken und kompromißlos in seinen Äußerungen, wurde er gar 1935 aufgrund einer Denunziation ins KZ geworfen. Die Fakultät unternahm es, diesem Schritt vorsichtig zu widerspre-

chen, ebenso wie dem Entzug der *venia legendi*, nach dem sich der geradlinige Mann dann an die kirchliche Hochschule in Elberfeld rettete. Der Dozent Edmund Schlink war 1934 verhaftet worden und ging 1935 an die Kirchliche Hochschule Bethel. Aber auch die anderen Exponenten der Auseinandersetzungen mit dem Landesbischof verließen Gießen. Bornkamm ging nach Leipzig, Haenchen nach Münster. Bornkamms und auch Pfahlers Versuche, den politisch integren Göttinger Dozenten Hans Freiherrn von Campenhausen als Kirchenhistoriker in Gießen zu gewinnen, scheiterten an den kirchenpolitischen Spannungen – die Fakultät verlor unter solchen Vorzeichen rasch erheblich an Bedeutung und an Studenten. Mehrere Stellen blieben vakant.

Hier zeigte sich, daß die traditionell große Fluktuation bei den Geisteswissenschaften in Gießen der Reichsregierung den längeren Hebel in die Hände gab. In der Theologischen, aber auch in der Philosophischen Fakultät, wuchs binnen kürzester Zeit die Zahl jener, für die eher die Sympathie des Regimes als die wissenschaftliche Bedeutung sprach – der Krieg beschleunigte diese Entwicklung noch. Das alles kann nur eine Tendenz anzeigen – jeder einzelne Fall bedürfte einer differenzierten Betrachtung. In der Theologischen Fakultät war mit Erich Vogelsang ein profilierter Kirchenhistoriker, ein Deutscher Christ berufen worden, der ursprünglich eng mit dem Reichsbischof Müller verbunden war. Andererseits aber wurden die Stimmen einer kirchenbezogenen Kritik an der Theologischen Fakultät immer deutlicher. Gläubige Eltern fürchteten um das Seelenheil ihrer Kinder – aus Protest gegen den radikalen Kurs des Bischofs Dietrich hatten sich 1935/36 vierzig Theologiestudenten für die Bekennende Kirche ausgesprochen. 1938/39 begann nur noch ein Theologe sein Studium in Gießen, 1942 fand das letzte Ex-

amen statt. 1943 war die Theologische Fakultät ohne Studenten. 1944/45 wurde der Lehrbetrieb praktisch ganz eingestellt.

Diese Entwicklung wurde parallelisiert in den Geisteswissenschaften, nach dem Weggang Pfahlers nach Tübingen. In seiner württembergischen Heimat konnte er nicht mehr die bedeutende Gießener Rolle spielen – die Ludoviciana verdankte ihm einiges, und für das Reichswissenschaftsministerium war nun eine Bremse gefallen. Die Politik Berlins zielte deutlich auf eine Zurückdrängung der Geisteswissenschaften, Ordinariate wurden zu Extraordinariaten degradiert oder nicht mehr besetzt. Es zeigte sich eine unverkennbare Tendenz zur Schaffung von Provisorien, von damaligen Referenten im Reichsministerium offen angesteuert, vom Krieg weiter begünstigt – eine Politik, die übrigens sonstigen Tendenzen der NS-Regierung entsprach. Unverkennbar, daß man in Berlin vor allem der Theologie, aber auch den Geisteswissenschaften eine relativ niedrige und entbehrliche Position zuwies. 1945 sollte sich dann daraus die Katastrophe entwickeln, die wahrscheinlich in Berlin schon längst geplant war.

Bei den Naturwissenschaften einschließlich Medizin und Landwirtschaft lag die Situation durchaus anders. Zwar wurden 1938 die Forstwissenschaften aus Gießen abgezogen, aber die traditionell starke Seite der Ludoviciana hatte auch die Sympathien des NS-Regimes für sich, das die wirtschafts- und kriegswichtigen Fächer bewußt förderte. Die Berufungen lagen hier auf einem deutlich besseren Niveau – ein Abstieg wie in den Geisteswissenschaften setzte nicht ein. Bezeichnenderweise waren die Rektoren nach Pfahler allesamt Naturwissenschaftler und Mediziner, meist tüchtige, wenn auch nicht immer übermäßig profilierte Vertreter ihrer Fächer, Mitläufer und Helfer der Partei, meist nicht radikal, zuweilen opportuni-

stisch, „anständige“ Gelehrte, mehr Verwalter des Bestehenden. Aus einem Kreis von entschiedeneren Nationalsozialisten ragte vor allem der Hygieniker und Rassen-theoretiker Heinrich Kranz, Rektor von 1939–42, heraus – ein rabiater Nationalsozialist reinsten Wassers. Um ihn voll einordnen zu können, bedürfte die Geschichte der Medizinischen Fakultät in jenen Jahren noch weiterer Untersuchungen – diese dürften an manchen Stellen eine problematische Identifikation mit der Inhumanität des Systems feststellen. Kranz verkörperte den Aufstieg eines Außenseiters unter den Bedingungen des Regimes. Als Volontärassistent des Hygienikers und frühen Nationalsozialisten Philaletes Kuhn hatte der Augenarzt Kranz eine gute Startposition in Gießen gewonnen. Seine rassentheoretischen Schriften gehören in den Umkreis der Ideologie des Verbrechens, immer wieder zitiert in der Geschichte der Juden- und Zigeunerverfolgungen. Er hat der Gießener Universität 1940 die partei-braunen Talare beschert, die in einer geradezu schwejkhaften Geste dann bald wieder bei der Reichsspinnstoffsammlung für die notleidende Ostfront landeten: ein sichtbarer Akt der Distanzierung durch das alte konservative Gießen, das sich vielleicht durch die drohende Niederlage stärker ermutigt fühlte. Kranz wurde 1942 nach Frankfurt berufen – an eine noch stärker nationalsozialistisch geprägte Universität.

Am extremen Beispiel von Kranz zeigt sich, wie auf ihre Weise die Naturwissenschaftler für die braunen Ideen anfällig waren; militarisierbar vor allem im Krieg – sozialdarwinistische und materialistische Tendenzen früherer Jahre wirkten hier weiter. So waren manche Koryphäen – zumal wenn sie nur die Belange ihrer Disziplin vor Augen hatten – anfällig für den braunen Zeitgeist, auch wenn sie in ihrem Fache Bedeutendes leisteten. Viele Mitglie-

der der Universität machten ihre Wissenschaft nicht zur Magd von Partei und Ideologie, kümmerten sich verantwortlich um ihre Studenten – es läßt sich aber schwerlich bestreiten, daß der pseudo-naturwissenschaftliche Zug des Nationalsozialismus durchaus eine Attraktion hatte.

Auf eine heute recht brüchig erscheinende Weise wirkten die alten, im Kern konservativen Traditionen einfach weiter, nachdem sie anfangs das Regime begünstigt hatten; daß ein so überaus wendiger Mann wie der Kunsthistoriker Christian Rauch – und bezeichnenderweise auch nach 1945 – eine Rolle spielte, war typisch. Der braune Alltag hatte sich über eine fortwirkende Tradition gelegt, äußerlich nicht dramatisch, vielfach ältere Formen erhaltend; zumeist lebte man weiter wie bisher, schloß man seine Kompromisse mit dem Regime, ohne sich voll hinzugeben – daß man dennoch von ihm korrumpiert wurde, hätte man sicher ungern eingestanden.

Auch in Gießen gab es Denunziationen, braune Vetterleswirtschaft, Opportunismus, Verfolgung Andersdenkender. Immerhin war nach den Deutschlandberichten der SPD die Situation an der Universität günstiger als im Durchschnitt; es mag bezeichnend sein, daß nach den Akten der amerikanischen Militärregierung nur sehr wenige der Professoren von der Spruchkammer als belastet eingestuft wurden. Immerhin wurde eine große Anzahl entlassen; daß ein Geschädigter des Regimes, wie der Geologe Harrassowitz, der Vorsitzende der Spruchkammer wurde, mag anfangs verschärfend gewirkt haben. Die Begünstigung der Nichtordinarien durch den Nationalsozialismus hatte wohl manche egoistischen Sympathien geschaffen, während bei der Studentenschaft die rabiatischen und radikalen Züge der Jahre um 1933 nicht sehr lange anhielten; es scheint, daß sich vielfach der ältere national-konservative Geist in den neuen braunen Kamerad-

schaften verbarg. Die Praxis der Doktoraberkennungen in Gießen zeigte, daß man nur den vorgegebenen Anstößen von außen folgte; die Universität und ihr Universitätsrichter Knaus haben nirgendwo die Initiative ergriffen, wenn auch Knaus nicht untypisch für jene Juristen war, die auch im nationalsozialistischen vor allem das geltende Recht sahen.

Das Ende des Dritten Reiches

Dennoch brach mit dem Ende des Dritten Reiches für sehr viele die Welt zusammen. Auch für Kritiker des Regimes galt: es war nicht nur der Nationalsozialismus, sondern der deutsche Nationalstaat, der hier zu Ende ging. Für manche Exponenten der Partei in Gießen freilich kam 1945 auch das persönliche Ende. Der Rassenideologe Kranz, inzwischen nach Frankfurt berufen, verlor auf der Flucht im Sächsischen sein Leben, der Altphilologe Albrecht von Blumenthal, Georganer, ein sensibler Mann, der sich wohl zu stark mit der Partei und ihren Organen eingelassen hatte, nahm sich mit seiner Frau das Leben. Karl Hummel, der Buchhalter des Systems in Gießen, starb am 7. April 1945 von eigener Hand in Lanzenhain; vielleicht haben seine Beziehungen zum SD diesen Entschluß mit herbeigeführt – mit dem Tod aller Söhne im Krieg hatte er einen furchtbaren Preis bezahlt.

Die Bilanz der zwölf Jahre war deutlich. Das Dritte Reich hatte die Schwächen der Ludoviciana bloßgelegt und vertieft. Bewußt und planmäßig hatte Berlin die Darmstädter Landesuniversität in der Hierarchie der deutschen Universitäten weit nach hinten gesetzt. Die Fürsorge der Darmstädter Landesregierung, der Schutz des Föderalismus hatten aufgehört, und Berlin hatte der Ludoviciana offensichtlich eine kräftige Amputation zgedacht. Die Studentenzahlen waren nach 1933 drama-

tisch zurückgegangen, weit überproportional in den geisteswissenschaftlichen Fächern, die einem galoppierenden Schrumpfungsprozeß unterlagen, während die Bedeutung der Medizin auch hier immer mehr anstieg. Die Selbsthilfemechanismen der Universität aber funktionierten unter dem Druck der Diktatur nur noch bedingt.

Wohin am Ende die Reise gehen sollte, weist der Plan des Reichswissenschaftsministeriums für den totalen Krieg vom Herbst 1944 aus – es war vorgesehen, in Gießen nur noch die Medizin, die Veterinärmedizin und die Naturwissenschaften zu belassen, Exekution einer Entwicklung, die sich längst abgezeichnet hatte und von den braunen Machthabern bewußt verschärft worden war. Gerüchte über die Auflösung der Ludoviciana waren seit den 1930er Jahren permanent. Der „Plan für den totalen Krieg“ wurde wieder ausgesetzt, weil er offenbar in dieser Radikalität doch nicht durchführbar war. Aber die Ereignisse des Krieges taten für das Schicksal der Universitätsstadt ein übriges. Am 6. und 11. Dezember 1944 sank das alte Gießen in Schutt und Asche, als alliierte Bomberverbände die Stadt angriffen, die ein Verkehrsknotenpunkt für die Ardennenoffensive war. Auch zahlreiche Gebäude der Universität waren schwer beschädigt worden. Besonders kritisch erschien es, daß die Bomben vorzüglich jene Institute getroffen hatten, die gerade damals die Stärke der Gießener Universität ausmachten – die Medizin, die Tiermedizin und die Landwirtschaft. Ein Glück im Unglück war noch, daß Pläne nicht mehr realisiert wurden, vor den einmarschierenden Amerikanern die Universität Gießen nach Jena zurückzunehmen. Vielmehr war Marburg als Aufnahmeuniversität angesetzt worden, die neben Köln auch Gießen beherbergen sollte. All dies wurde nicht mehr realisiert, der Zusammenbruch des Großdeutschen

Reiches stellte die Weichen anders. Der Verweis auf Marburg freilich sollte eine dramatische Aktualität erhalten.

II.

Die beginnende Existenzbedrohung

Als der 1933 nach Gießen berufene Physiker Karl Bechert am 25. Juni 1945 das Rektorat der Universität übernahm, war sie schwer getroffen – 60% der Gebäude waren zerstört, der Niedergang der geisteswissenschaftlichen Disziplinen wurde durch Tote und Vermißte des Krieges, durch die Entlassung der Belasteten nun in aller Deutlichkeit sichtbar. Das Dritte Reich hatte der Ludoviciana schwer geschadet.

Unter der Führung Karl Becherts ging die Universität unbeirrbar – von Anfang an mit nachhaltiger Hilfe der Stadt – an die Wiederaufbauarbeiten. Nach den Berichten des Rektors war die Lage fatal: der Barbestand der Kasse betrug 15000 RM, so daß man mit einem Vorschuß des Gießener Finanzamts über die Runden kommen mußte. Bechert bildete einen vorläufigen Vertrauensrat. Natürlich konnte der Senat der Nazizeit nicht weiter amtieren. Vor allem verstand es der Rektor frühzeitig, mit Unterstützung seines physikalischen Kollegen Wilhelm Hanle, in der bedrohlichen Situation Kräfte der Öffentlichkeit zu mobilisieren: die Stadt, die Landkreise, Institutionen der Wirtschaft. Mit bemerkenswerter Energie bemühte man sich um den Wiederaufbau.

Aber schon am 6. Juli 1945 erklärte der Präsident der Regierung von Hessen-Darmstadt, der Historiker Professor Ludwig Bergsträsser, daß die Universität Gießen reduziert werden sollte; nur eine medizinische Akademie sollte bleiben. Diese Priorität schien ihm auch der Entwicklung des Krieges und den Bedürfnissen der

Nachkriegszeit zu entsprechen. Am 13. Juli verfügte Bergsträsser, daß die Universität geschlossen bleiben sollte. Den Gegenvorstellungen der Gießener gelang es, auch Veterinärmedizin, Landwirtschaft und naturwissenschaftliche Fächer zum Verhandlungsgegenstand zu machen. Gegenüber den Aufbauarbeiten ging die Darmstädter Regierung restriktiv vor, Ende Juli wurden erstmals alle Gehälter gesperrt, nur Arbeiten an den Kliniken noch genehmigt. Zynisch meinte der zuständige Ministerialdirektor, die Herren müßten sich nun eine andere Arbeit suchen, z. B. in der Landwirtschaft. Bergsträssers Politik – sie unterband auch die Hilfeleistungen der Stadt Gießen und der hessen-darmstädtischen Landkreise, so daß nur das preußische Wetzlar 10 000 RM stiftete – entsprach regionalen Gesichtspunkten: der Präsident, übrigens seit 1945 Honorarprofessor für Politologie in Frankfurt, wollte, vielleicht als Preis für die Eingliederung der Stadt in den Darmstädter Staat, die Universität Frankfurt neben der TH Darmstadt bevorzugt fördern. Das alte Problem der exponierten Lage Oberhessens stellte sich nun als Existenzfrage für die Gießener Universität. Der neueingesetzte Regierungschef in Darmstadt hatte sie bereits aufgegeben – mag man auch die persönliche Verbundenheit mit Frankfurt hoch einschätzen, so stand hinter der Auslöschung Gießens doch ein regionalpolitisches Konzept.

Aber auch die Pläne Bergsträssers erwiesen sich als rückwärtsgewandt. Die Integration Frankfurts in ein neues Hessen-Darmstadt wurde überholt durch andere Entwicklungen, die wesentlich weiter gingen. Mit der Bildung des Landes Großhessen schien eine neue Situation entstanden zu sein. So setzte die Universität Gießen auf die Regierung Karl Geiler große Hoffnung. Dennoch blieben die Furcht und der Anreiz zu extremen Schritten. Der Gieße-

ner Extraordinarius für landwirtschaftliche Betriebslehre, Max Rolfes, hatte schon am 21. Juli 1945 beim Marburger Universitätskurator Hülsen eine Visitenkarte abgegeben. Rolfes, ein Mann von weltläufigem Zuschnitt, dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus nahestehend, sprachlich gewandt, sollte sich in jenen Jahren als ein geschickter Gesprächspartner der Besatzungsmacht erweisen. Damals entschied sich, daß Rolfes zu einer der wichtigsten Persönlichkeiten der Gießener Nachkriegszeit wurde. Sein Vorstoß in Marburg aber drückte die ganze Verzweiflung über die Gießener Situation aus. Unter Hinweis auf die Bombenkatastrophe, die diese Fächer betroffen hatte, trug Rolfes dem Marburger Kanzler den Wunsch der, wie er sagte, überragenden Mehrheit der Gießener Veterinäre und Landwirte vor, nach Marburg zu übersiedeln. Zielsicher präsentierte Max Rolfes im Verlauf der weiteren Gespräche ein großangelegtes Konzept für den Neuaufbau der zerstörten Gießener Institute in Marburg. Als Morgengabe stellte er das landwirtschaftliche Versuchsgut der Universität Gießen, Rauischholzhausen, in der Nähe Marburgs gelegen, in Aussicht und verwies auf die günstige Ergänzung der Gießener Forschungen durch die Marburger naturwissenschaftlichen Institute. Der Verzweiflungsplan des endenden Dritten Reiches, Marburg zu einer Ausweichuniversität zu machen, erhielt plötzlich eine neue dramatische Aktualität, da Marburg weitgehend unzerstört geblieben war.

Die Verhandlungen mit der Universität Marburg

Rolfes handelte unter dem Eindruck einer katastrophalen Situation der Gießener Universität, die gerade, nach dem spektakulären Niedergang der Geisteswissenschaften, ihre renommiertesten Institute

verloren hatte. Schützenhilfe erhielt er durch den (Stuttgart-)Hohenheimer Ordinarius für Pflanzenzüchtung, Roemer, der die erhöhte Bedeutung von Landwirtschaft und Veterinärmedizin in dem sich drohend abzeichnenden Morgenthau-Deutschland unterstrich und zugleich ebenfalls eine Verlegung dieser Fächer von Gießen nach Marburg anregte. Am 8. Oktober 1945 begab sich Rolfes erneut nach Marburg; Landwirte und Veterinäre hatten unterstützende Memoranden ausgearbeitet, aber Rolfes fühlte sich zusätzlich unter Druck, da sich private Interessenten zur Nutzung von Rauischholzhausen angemeldet hätten.

Die Pläne von Rolfes waren weit angelegt, angesichts der deutschen Katastrophe geradezu erstaunlich. Der Vorstoß sollte schließlich scheitern, aber es wäre unbillig, aus einer späteren Perspektive Rolfes zu verurteilen. Der Betriebswirt handelte aus dem Interesse der ihm nahestehenden Fächer, das in einer katastrophalen Situation nicht mehr mit dem der gesamten Ludoviciana identisch erschien. Angesichts der Behandlung Gießens im Dritten Reich, aber auch der drohenden Pläne hessischer Politiker noch 1945, die ältere Ängste erneuern halfen, mußte die Überlebenschance der Geisteswissenschaften in Gießen einem weitsichtigen Mann wie Rolfes minimal erscheinen, und er fürchtete, mit in den Strudel des allgemeinen Untergangs gerissen zu werden.

Für Gießen war es ein Unglück, daß der Vorstoß von Rolfes auf einen der interessantesten, aber auch umstrittensten Hochschulpolitiker Hessens in der frühen Nachkriegszeit traf, den Philosophen und Marburger Rektor Julius Ebbinghaus. Klug und schillernd hatte er den Übergang vom Prorektor im Dritten Reich zum ersten Nachkriegsrektor der Philippina ohne Schwierigkeiten geschafft. Seine intellektuelle Potenz gewann das Vertrauen des US-

Universitätsoffiziers für Groß-Hessen, Edward Hartshorne, der ihm als Pädagoge und Psychologe in Harvard auch fachlich nahestand. In einem nachdenklichen Buch hatte dieser amerikanische Kenner Deutschlands 1937 den Weg der Universitäten in das Dritte Reich diskutiert; er war trotz allem voller Sympathien für das geschlagene Deutschland und sah sein Ziel in einer Reform der deutschen Universitäten unter Einbringung ihrer guten Traditionen und ihrer Kombination mit angelsächsischen Vorstellungen. Hartshorne hatte beträchtliche Verdienste um die Wiederbelebung der deutschen Auslandskontakte – zuweilen milderte er sogar die Konsequenzen von Spruchkammerentscheidungen ab, um das Funktionieren der Universitäten zu sichern. Leider sind die persönlichen Papiere von Hartshorne, die nach seiner tragischen Ermordung im Marburger Amerikahaus lagerten, nach dessen Auflösung verschollen, und damit wohl eine unersetzliche Quelle für die hessische Nachkriegs- und für die deutsche Universitätsgeschichte.

Man hat später meist Hartshorne zum Hauptschuldigen für die Gießener Universitätsschließung gemacht. Der Aktenbefund bestätigt diesen Eindruck keineswegs. Hartshorne war zutiefst davon überzeugt, daß die Deutschen ihre Probleme selbst regeln mußten. Immerhin haben die engen Beziehungen zu Ebbinghaus (Hartshorne wohnte in Marburg) dem Marburger Rektor doch beträchtliche Vorteile im Überlebenskampf der hessischen Universitäten verschafft – die zufällige Konstellation wurde für das angeschlagene Gießen eine weitere Belastung. Von dieser äußerst günstigen Position aus begann der Marburger Rektor seine Politik, der sein Gießener Kollege Bechert nicht gewachsen war.

Bei einem Treffen in Marburg, das am 9. Januar 1946 in Gegenwart des Universitätsoffiziers Hartshorne stattfand, zeigte

sich bereits klar die Überlegenheit der Marburger Verhandlungsposition. Die Landesregierung wollte allenfalls zwei Universitäten erhalten, Gießen aber war in seinen Bauten und in seiner wissenschaftlichen Qualität durch Nationalsozialismus und Krieg ins Mark getroffen. Der Gießener Rolfes selbst hatte überdies Gießener Interessen an einer Übersiedlung nach Marburg signalisiert. Ebbinghaus seinerseits hatte das Konzept einer Fusion und eines Austausches entwickelt, das freilich eindeutig zugunsten Marburgs gedacht war. Der Marburger Rektor erinnerte an die erfolgreiche Vereinigung von Wittenberg und Halle (1817); er argumentierte, auf dem Weg von zeitweiligen Doppelbesetzungen könnte man auf Dauer eine Differenzierung des Lehrangebots erreichen, das schließlich der Qualität der Forschung zugute käme – das war angesichts der späteren Entwicklung eine durchaus zukunftsweisende Perspektive. Auch die Zwänge der Gegenwart ließ Ebbinghaus nicht unerwähnt: „Das Land Groß-Hessen sei ein kleines Land, dessen sicherlich beschränkte finanzielle Hilfe zu größtmöglicher Wirksamkeit auf die gesamte wissenschaftliche Kulturpolitik zusammengefaßt werden müßte. Da Frankfurt zum großen Teil aus städtischen Mitteln leben zu können verspreche, so würde die neue vereinigte Ludwig-Philipps-Universität als einzige Landesuniversität einen geschlossenen und zweckmäßigen Einsatz für den Zweck der Wissenschaften“ ermöglichen. Es war keine Frage, daß die Voranstellung des Gießener Universitätsgründers, Landgraf Ludwigs V. von Hessen-Darmstadt, im Universitätsnamen eine optische Täuschung bedeutete: Ebbinghaus hatte nichts anderes vor, als die Vereinnahmung Gießens durch Marburg. Dagegen plädierten die Gießener für die Restitution der Ludoviciana. Ebbinghaus stellte die Kostenfrage und versäumte es

nicht, sogleich das Ministerium zu informieren. Dieses reagierte mit der Berufung eines Ausschusses, in dem je drei Marburger und Gießener Professoren die Fusion erörtern sollten, die offenbar zunächst in der Linie des Ministeriums lag – und zwar in der Art, daß eine Funktionsteilung und -abstimmung zwischen beiden Universitäten erfolgen sollte. Ebbinghaus argumentierte gegen die Verlegung von Marburger Naturwissenschaften nach Gießen – er wollte die Vereinigung, aber in Marburg. Eine Fusion in Gießen käme nicht in Frage. Becherts aufrichtige, aber unrealistische Argumentation für den Erhalt der Ludoviciana setzte ihn sogleich ins Unrecht. Diese Konsequenzen haben dann die von Max Rolfes stark mitgeprägte Hochschulpolitik Gießens in den 1950er Jahren in hohem Maße bestimmt.

Unterdessen erhielt der Marburger Rektor Sukkurs von gewichtiger Seite. Kein geringerer als der Theologe Heinrich Frick, einst einer der Initiatoren des (gewaltigen) Marburger „Schloßprojekts“, Protagonist also einer herausgehobenen Stellung Marburgs in den deutschen Geisteswissenschaften, nahm in einem Memorandum zugunsten Marburgs, also für die Schließung der Ludoviciana Stellung. Er erinnerte, daß bereits in den 1920er und 1930er Jahren eine Reduktion Gießens auf Medizin, Veterinärmedizin und Landwirtschaft besprochen worden war, dafür sollte es die zweite Ausbildungsstufe von Lehrern und Pfarrern erhalten. Frick war damals unter sichtlichem Einfluß der „Reichsreform“ und der großhessischen Kirchenpläne des Darmstädter Prälaten Wilhelm Diehl gestanden, die er von Marburg aus unterstützte. Von da rührte die Argumentation, Gießen sei ein Produkt der innerevangelischen Spaltung und damit derzeit überflüssig geworden. Frick forderte Konzentration: die Zerstörung in Gießen, die Verluste der Universitätsbibliothek, die Schädigung

gen des Lehrkörpers in den Geisteswissenschaften durch die nationalsozialistische Berufungspolitik waren gewichtige Argumente. Frick erinnerte, daß unter den Theologen der Alttestamentler Rudolph der einzige über Gießen hinaus renommierte Professor sei, den man auch nach Marburg berufen könnte – die fatale Krise der Theologischen Fakultät belastete die Universität auch über die nationalsozialistische Zeit hinaus. Weiter sei die Stadt Marburg viel stärker mit der Universität identifiziert und auf sie angewiesen als die Handels-, Verkehrs- und Industriestadt Gießen. Der Verlust des Frankfurter Raumes für die Ludoviciana wurde von Frick eindringlich dargestellt, da sie die Abwanderung von Studenten verursacht hatte. In den Augen Fricks sollte folglich Marburg zur einzigen nordhessischen Universität und zum Gegenpol Frankfurts werden. Die Gießen-Marburger Verhandlungen fanden in einer für die Ludoviciana höchst angespannten Situation statt. Zahlreiche Mitglieder des Lehrkörpers waren wegen ihres Verhaltens im Dritten Reich entlassen worden; in rüder Form sperrte am 1. Oktober 1945 die Darmstädter Regierung erneut die Konten, so daß keine Gehälter bezahlt werden konnten. Demgegenüber mutete es rührend an, daß der Gießener Jurist Heyland in einer ausführlichen Darlegung die staatsrechtlichen Folgen der deutschen Katastrophe für die Besoldungspflichten des Landes Hessen ins Feld führte. Schon am 18. September 1945 hatte Bechert die Institutionen der Universität aufgefordert, Mitarbeitern, die sie für entbehrlich hielten, nahezulegen, sich an einer anderen Stelle umzusehen. Wilde Spekulationen erfüllten die Landschaft; sogar Braunfels machte sich Hoffnungen, Universitätsstadt zu werden. Verzweifelt setzten Gießener Professoren und Politiker alles daran, die Öffentlichkeit zu mobilisieren. Der alte Otto Eger, Jurist und eine der

beherrschenden Figuren der Ludoviciana; appellierte sogar an den Prinzen von Hessen-Darmstadt, für die Gründung seiner Väter zu kämpfen. Im Glückwunschsreiben an den neuen großhessischen Kultusminister bemühte sich Bechert verzweifelt, die Sperrbestimmungen für die Universität zu beseitigen, nachdem er am 18. September 1945 ihre Wiedereröffnung beantragt hatte.

Die Schließung der Universität Gießen

Die Hoffnungen auf die neue großhessische Regierung von Karl Geiler in Wiesbaden trogen rasch. Kultusminister wurde der Frankfurter Nationalökonom Franz Böhm (CDU); das war nicht unwichtig, da der Ministerpräsident Geiler, ein Heidelberger Professor, eine Priorität Gießens vor Frankfurt zeitweilig erwogen hatte. Eine Unterstützung Frankfurts lag bei Böhm ebenso nahe wie beim nunmehrigen Darmstädter Regierungspräsidenten Bergsträsser. Geiler und Böhm hatten jedoch durchaus eine vorläufige Eröffnung der Ludoviciana bewilligen wollen, nachdem der Gießener Oberbürgermeister Dönges und der Rektor Bechert darauf gedrungen hatten. Die Regierung rühmte die hohe Qualität der Naturwissenschaftlichen Fakultät, die ohne eine Gesamtuniversität nicht verteidigt werden könnte.

Aber im Januar 1946 entschied der Finanzminister Matthes, gestützt auf Parallelrechnungen zu Heidelberg und Freiburg, daß Hessen außer der TH Darmstadt nur eine einzige Universität unterhalten könnte, und daß er somit auf der Schließung wenigstens einer Hochschule bestehen müßte. Die scheinbaren Ressortzwänge hatten den Finanzminister in einer allgemein trostlosen Situation zum Anwalt eines Kahlschlags werden lassen. Die konkreten Entscheidungen überließ er dem Regierungschef und dem Kultusminister. Diese

argumentierten, daß Marburg unbeschädigt und bereits eröffnet, Frankfurt eine die Staatskassen entlastende Stiftungsuniversität der Stadt sei. Matthes wollte im Falle einer Schließung Gießens eine landwirtschaftliche und eine veterinärmedizinische Fakultät zugestehen. Die Politiker verwiesen auf die extrem rückläufigen Studentenzahlen im Dritten Reich.

Böhm hat später dementiert, daß Hartshorne hier einen Druck ausgeübt habe. Vielmehr war es der Amerikaner, der eine Stellungnahme der Hochschulen selbst forderte – dank seiner Beziehung zu Ebbinghaus mußte er freilich wissen, wie diese ausfallen würde. Auf eine Anfrage Becherts erklärte sich Hartshorne für eine Fusion; er erwies sich als ein Anhänger der großen amerikanischen Universitäten von 10 000 bis 20 000 Studierenden, die damals für Deutschland exorbitant schienen. Am 15. Januar beantragte das Ministerium die provisorische Eröffnung Gießens, ohne daß es dazu kam. Unterdessen ergaben sich neue Schwierigkeiten. Am 12. Februar ließ Ministerialrat Hoffmann in spitzfindiger Auslegung der Gießener Argumente dem Rektor Bechert mitteilen, da Gießen den Kompromiß eines Zusammengehens mit Marburg abgelehnt habe, sollte es auf Landwirtschaft und Veterinärmedizin reduziert werden – das war nichts anderes als das Programm des Frick'schen Memorandums. Andererseits schienen Äußerungen des Gießen relativ wohlgesonnenen Ministerialrats Hoffmann auch neue Hoffnungen zu signalisieren, mit allen Fakultäten anfangen zu können.

Es gab auch andere Lichtblicke: Kultusminister Böhm hatte überaus kritische Äußerungen über die Verbindung der Marburger Juristenfakultät mit dem Regime des Dritten Reiches getan, die in Gießen wieder hoffen ließen. Bechert konnte darauf hinweisen, daß so namhafte Gelehrte wie der Germanist Rehm, der Mediävist Tel-

lenbach, der Klassische Philologe Süss, der Philosoph Bollnow, alles ehemalige Gießener, bereit waren, der bedrängten Universität durch ihr persönliches Engagement zu helfen. Er appellierte am 3. Februar 1946 an die Stadt Gießen, bat um beschleunigte Überlassung des Gail'schen Fabrikgebäudes zur Entlastung der Raumfrage, bat um Heizungs- und Bücherhilfe. Am 15. März ließen der Kultus- und der Finanzminister erklären, daß man auf vier Semester die Gesamtuniversität wieder eröffnen könne, aber der Entschluß sei unwiderruflich, daß allein Veterinärmedizin, Landwirtschaft und immerhin fünf naturwissenschaftliche Lehrstühle zur Unterstützung der beiden Hauptfakultäten, dazu ferner neu die Forstwissenschaft und ein Pädagogisches Institut weiterbestehen würden.

Am 29. März 1946 tagten in Wiesbaden die vier hessischen Rektoren, um das Schließungsproblem zu diskutieren. Nach der Vorgeschichte war freilich die Gießener Position schon aussichtslos geworden. Bechert stellte die Verfassungsmäßigkeit einer Universitätsschließung auf dem Anordnungswege in Frage und gab, assistiert vom Prorektor Voit, einen Überblick über die derzeitige Situation. Offenbar war es das gegen früher schon stark zurückgenommene, vornehmliche Verhandlungsziel Becherts, die komplette Naturwissenschaftliche Fakultät zu erhalten. Da aber Bechert immer noch die Hoffnung auf die Rettung der Gesamtuniversität aussprach, wandte sich dagegen der entscheidende Einspruch von Ebbinghaus, der meinte, daß auf so engem Raume zwei voll ausgebildete Universitäten nicht zu halten seien, und der sich gegen die vorläufige Öffnung Gießens in jeglicher Form wandte – die eingesparten Mittel sollten Marburg und Frankfurt zugute kommen. Die Vertreter Darmstadts und Frankfurts schlossen sich Ebbinghaus an. Allein der Frankfurter Jurist Walter Hallstein, der spätere Staatsse-

ekretär und Präsident der EWG, fand ein Wort für die uralte Tradition der Ludoviciana. Man wird allerdings nicht umhin können festzustellen, daß eine provisorische Eröffnung der Ludoviciana in der Situation des Jahres 1946 viel Problematisches gehabt hätte. Aller Wahrscheinlichkeit nach hätte die Unsicherheit der kommenden Entwicklungen auch bei provisorischer Eröffnung den späteren Exodus der namhafteren Gelehrten nicht verhindern können. Die Entlassung zahlreicher Professoren durch die Schließung, ihre oft problematische Existenz, das bittere Schicksal mancher danach, zeigten indessen, daß hinter dem Wunsch nach Neueröffnung auch recht handfeste Vorstellungen standen.

Unter dem neuen Kultusminister Schramm wurde die endgültige Schließung der Universität Gießen verfügt. Professor Böhm (Frankfurt), der an der entscheidenden Sitzung teilnahm, notierte sich als Ergebnis: „Die geisteswissenschaftlichen Fakultäten (Theologische, Rechts- und Staatswissenschaftliche, Philosophische) hören in Gießen zu arbeiten auf und werden mit Marburg vereinigt. Gießen bleibt mit Landwirtschaft und Veterinärmedizin eine Hochschule eigenen Typs, zu der eine nicht vom Staat unterhaltene Akademie zur Fortbildung der Ärzte tritt, deren Betrieb als Standesaufgabe der Ärzteschaft unter Beteiligung der Kommunalverbände angesehen wird. Den Ausschlag gebe die entschiedene Stellungnahme des Finanzministers gegen die Aufrechterhaltung von drei Universitäten; er hatte ausgeführt, daß das Bedürfnis des Landes Großhessen im Grunde nur eine Universität rechtfertige.“ Immer noch aber ging es um eine echte Arbeitsteilung zwischen Marburg und Gießen. Der Kultusminister Schramm hatte erläuternd hinzugefügt, daß die Geisteswissenschaften in Marburg, der „Rest“, d. h. vor allem die Naturwissenschaften an

beiden Orten, mit einem Schwerpunkt auf dem Unterricht in Gießen, auf der Forschung in Marburg, angesiedelt werden sollten. Der Rektor sollte in Marburg, der Prorektor in Gießen sitzen.

Aber auch damit war der Rektor der Philippina nicht einverstanden. In der Diskussion plädierte zwar auch Ebbinghaus für die Fusion; sie sollte aber ausschließlich in Marburg stattfinden. Paul Cermak, der selbstlose und integre Nachfolger des mittlerweile als Rektor zurückgetretenen Bechert, brach, wie bereits dieser vom Physikkollegen Wilhelm Hanle beraten, erneut eine Lanze für Gießen, wo man die Forstwissenschaften wiederum ansiedeln könnte – er kritisierte die Marburger Weigerung, die Naturwissenschaften und die Medizin nach Gießen abzugeben. Auch Cermak kämpfte also nur noch um das Konzept einer ehrlichen Teilung. Die Einheit der Gießener Position erhielt überdies einen Bruch, als der Oberbürgermeister Dr. Dönges nun vor allem für die Erhaltung der Medizin plädierte – also für eine noch weiter zurückgenommene Position. Der Darmstädter Vertreter Viehweg kritisierte, daß man Gießen auflöste, während man gleichzeitig Mainz neu gründete. Edward Hartshorne regte sogar an, die Veterinärmedizin aus Gießen zur Fusion mit der dortigen Fakultät nach Hannover zu verlegen. Damit wurden vor allem ältere Pläne wieder aufgewärmt; Gießen hätte einen weiteren schweren Stoß erhalten.

Bereits am 13. April war der Rektor der Ludoviciana, Karl Bechert, zurückgetreten. Die Amtsgeschäfte als provisorischer Rektor hatte das damals dienstälteste Senatsmitglied, der Physiker Paul Cermak, der zeitlebens in Gießen gelehrt hatte, übernommen, ein Mann, der mit großem Ernst und persönlicher Integrität die schwierige Lage zu meistern versuchte. Neben Bechert hat in jenen bitteren Stunden der Gießener Universität vor allem Cer-

mak den verzweifelten Kampf ums Überleben durchgeföhrt. Aber es sollte nichts helfen. Der Schock in Gießen war groß, obgleich sich die Ereignisse schon lange abgezeichnet hatten. Schon am 6. April hatte Bechert den Mitgliedern der Universität mitgeteilt, daß diese „auf Anordnung der deutschen Regierung (!) in eine Hochschule für Veterinärmedizin und Landwirtschaft umgewandelt würde“. Vergebens versuchte Bechert auf Anregung des Chemikers Krollpfeiffer eine Protestaktion aller anderen Hochschulen anzuregen, nachdem sich bislang nur die „eigensüchtigen beteiligten Schwesterhochschulen“ geäußert hätten. Es kam kein Echo, jeder hatte genügend mit sich selbst zu tun.

Die Folgen der Schließung

Die Fusionspläne wurden niemals realisiert, obgleich das Ministerium dekretiert hatte, Marburger Berufungen dann zu sperren, wenn es geeignete Gießener Bewerber gäbe. Von Frankfurt war nicht die Rede. Die Beutezüge der umliegenden Universitäten, die ihre Bestände aus Gießener Seminarbibliotheken seit Sommer 1946 zu ergänzen suchten, wurden vom Ministerium ausdrücklich unterstützt – für die sterbende Ludoviciana und für die Stadt eines der schlimmsten Ereignisse, für die Beteiligten ein unvergeßlicher Eindruck. Der Altgermanist Alfred Goetze ist in den Aufregungen bei diesen Ereignissen gestorben – andererseits lehnte es der Frankfurter Mittelalter-Historiker Paul Kirn in nobler Geste ab, die Gießener historische Bibliothek abzutransportieren. Man muß allerdings sagen, daß man in Gießen den drohenden Ereignissen ziemlich hilflos gegenübergestanden hatte. Erst relativ spät bemühte man sich seitens der Gießener Hochschule, die verbliebenen und ausgelagerten Bücherbestände der Universitätsbibliothek sicherzustellen.

Freilich gab es durchaus Argumente für diese Konzentration von Büchern in Notzeiten, war sie nach der Schließung der Ludoviciana nicht ganz unlogisch, auch wenn die Gelegenheit da und dort recht gierig und hemmungslos ausgenützt wurde. Keineswegs alles kehrte später wieder zurück. Brennender war indessen das Schicksal der Menschen; die Mitglieder, Bediensteten und Studenten der geschlossenen Fakultäten standen vor einem ungewissen Los, ganz abgesehen von nicht wenigen, die zuerst den provisorischen Maßnahmen gegen die Anhänger des NS-Regimes, dann dem Spruchkammerverfahren unterlagen. Die Situation machte das Fusionsprojekt verlockend, zugleich aber den Rektor Ebbinghaus und die Universität Marburg endgültig zu Herren der Lage. Andererseits schienen die Gießener wie gelähmt. Die hoffnungslos geschwächte Lage der geschlossenen Fakultäten führte zu einer Bittstellerrolle mancher Gießener. Ebbinghaus scheint sich wohl bemüht zu haben, aber auch er stieß rasch auf die Opposition der betroffenen Marburger Fakultäten, die auf ihre Autonomie pochten. Dadurch aber zeichnete sich eine Konstellation ab, in der die Marburger praktisch zu Richtern über die Gießener Kollegen wurden. Auch hier entbehrten die Bedenken der Marburger nicht immer der Berechtigung, auch wenn manche von ihnen die Umstände sichtlich auskosteten. Die schweren Einbrüche des Dritten Reiches machten die Kritik oftmals leicht. Aber die Marburger haben doch sehr drastisch geurteilt. Es kam ja zu der für Gießen demütigenden Situation, daß der Rektor Cermak ausführliche Listen aller Professoren und Assistenten der betroffenen Fakultäten einschließlich der Naturwissenschaften nach Marburg schickte, aus denen dann die entsprechenden Marburger Fakultäten die gewünschten Kandidaten herausuchen konnten.

Nur ein ganz kleiner Teil der betroffenen Gießener wechselte schließlich nach Marburg. Dort wählte man aus. Manche Gießener Dozenten erhielten eine „Berufung zweiter Klasse“, nämlich einen Lehrauftrag, so die Juristen Eger und Frölich. Die Marburger bemühten sich allerdings mit Erfolg um die Gewinnung des Anglisten Walther Fischer, des Chemikers Lothar Hock, des Juristen Wolfram Müller-Freienfels; die Marburger Berufungen zweier bedeutender Gelehrter, die des Pädagogen Bollnow und des Physikers Bechert, des ehemaligen Rektors, scheiterten. Sie gingen nach Kiel bzw. Mainz. Dem nicht unbedeutenden Chemiker Friedrich Krollpfeiffer wurde eine Berufung in Aussicht gestellt, aber niemals realisiert. Auch um die Eingliederung der Gießener Studenten bemühte sich Ebbinghaus immerhin. Er nahm insgesamt 260 auf, 40 Theologen, 60 Juristen, 30 Staatswissenschaftler, 40 Mediziner, 60 Geisteswissenschaftler, 30 Naturwissenschaftler.

Aber die Politik des Rektors Ebbinghaus blieb selbstverständlich vor allem Marburger Interessenpolitik. Schon am 28. April 1946 sprach er sich in Briefen an Ministerpräsident und Kultusminister erneut gegen eine Teilung von Naturwissenschaften und Medizin zwischen Marburg und Gießen aus – dies würde möglicherweise zu *zwei* Mißgeburten führen. Ebbinghaus meinte, eine Schwächung der Marburger Institutionen käme nicht in Frage. Er forderte demgegenüber den Wiederaufbau der zerstörten Marburger Institute, Mittel zum Ausgleich von Vernachlässigung einzelner Institutionen während des Nationalsozialismus, Aufstockung des Personals unter Berücksichtigung Gießener Kräfte, Beteiligung Marburgs an der Masse der Gießener Bibliotheken. Als außerordentlich wichtig bezeichnete Ebbinghaus eine Verbesserung der Wohnsituation für Studenten und Professoren. Davon, daß das Dritte Reich

auch die Ludoviciana schwer mitgenommen hatte, war keine Rede – noch davon, daß Marburger wie Gießener Professoren ihren Anteil an jener Zeit hatten.

Am 6. Februar 1947 mußte Bechert in einem bitteren Schreiben an den hessischen Kultusminister feststellen, daß die Marburger und Ebbinghaus ihre Zusage nicht eingehalten hätten, Gießener Professoren nach Möglichkeit unterzubringen. Dem stünde entgegen, daß sich die Fakultäten das freie Selbstbestimmungsrecht nicht einschränken lassen wollten. Der Fall des hochqualifizierten Gießener Physikers Wilhelm Hanle mache das besonders deutlich. Erbittert konstatierte Bechert, man habe in Marburg jene Zusage nicht eingehalten, die Voraussetzung der weiteren Entwicklung gewesen sei.

Der Untergang der alten Ludoviciana war somit nicht einer Willkürmaßnahme des Universitätsoffiziers Hartshorne oder einer Intrige des Rektors Ebbinghaus oder anderer auswärtiger Kollegen zuzuschreiben. Derartige Interpretationen legen allenfalls Teilwahrheiten offen. Der Untergang der alten Ludoviciana wurzelte in der Zeit vor 1945, im Aufstieg der Universität Frankfurt, im Zusammenwachsen des hessischen Raumes, im Niedergang des alten Föderalismus. Mit dem Ende der historischen Länder, die seit 1815 das Gesicht der Universitätspolitik bestimmt hatten, war auch die Basis der hessen-darmstädtischen Landesuniversität Gießen brüchig geworden. Trotz vereinzelter Neuansätze bedeutete dann das Dritte Reich für Gießen einen erschreckenden Niedergang, vor allem in den Geisteswissenschaften, der eingeleitet wurde durch die schändliche Entlassung der jüdischen und sonst politisch mißliebigen Professoren. Im Negativen zeigte sich überdies die bedeutende Rolle der Theologischen Fakultät, für die die Haltung im Dritten Reich schließlich in eine Katastrophe mündete. In den Verhandlungen

gen mit Marburg bescheinigte man dort einem einzigen Gießener Theologen eine überlokal bedeutende Stellung, dem Alttestamentler Wilhelm Rudolph, der auch in der Zeit des Dritten Reiches eine unbeirrbar persönliche und wissenschaftliche Integrität gezeigt hatte. Schlimmer konnte der Stab über die Entwicklung des Dritten Reiches innerhalb der Gießener Theologie nicht gebrochen werden. Die Berliner Wissenschaftsverwaltung des Dritten Reiches hatte überdies alles getan, um die Entwicklung im ungeliebten Gießen zu verschärfen; damit verstärkte sich die Position der naturwissenschaftlichen Fächer im Gefüge der Ludoviciana immer mehr. All das deutete darauf hin, daß die Universität bereits im Dritten Reich reduziert werden sollte.

Die Entwicklung nach 1945 ist ohne diese Vorgeschichte nicht denkbar; der Gang des Max Rolfes nach Marburg, so problematisch seine Folgen waren, dokumentierte ein Gefühl der Ausweglosigkeit in Gießen. Die geographische und politische Neuorientierung des vereinigten und vergrößerten Hessen tat ein übriges. Die staatliche Einheit schuf neue Perspektiven, wie sie sich schon frühzeitig in den Maßnahmen des Darmstädter Präsidenten Bergsträsser abgezeichnet hatten; die frische Partnerschaft mit Frankfurt ging zu Lasten des abgelegenen Gießen. Die finanziellen Sorgen führten wiederum zu den Streichungsforderungen des Finanzministers, die verstärkt wurden durch eine Stimmung des Kampfes aller gegen alle unter den Universitäten. Die personellen Querverbindungen der Frankfurter und der Marburger waren besser als die der Gießener – sie haben jedoch die strukturellen Vorgaben nur überlagert und verschärft.

Die später in Gießen sehr deutliche emotionale Abneigung gegen Ebbinghaus wurde wohl vor allem durch die personalpoliti-

schen Entwicklungen verschärft, welche die Professoren der aufgelösten Fächer betrafen. Aber man muß Ebbinghaus doch zubilligen, daß er Marburger Interessen zu vertreten hatte. Der ehemalige Minister Böhm rechtfertigte sich damit, daß aus einer Notsituation heraus Sachentscheidungen zu treffen waren. Daß sie mit List und äußerster Härte herbeigeführt wurden, teilweise brutale Maßnahmen hervorriefen und rechtlich bedenkliche Seiten hatten, steht auf einem anderen Blatt. Der Untergang der Ludoviciana wurzelte letztlich im Dritten Reich, so daß man die Gießener Universität gleichsam als Opfer des Nationalsozialismus bezeichnen kann – so sehr manche Professoren in sein System verstrickt gewesen waren. Für die Gießener stellte sich nun die Frage, was sie aus der katastrophalen Situation machen konnten.

III.

Debatten um die Zukunft

Die Bilanz war niederschmetternd. Am 16. Mai 1946 war die „Hochschule für Bodenkultur und Veterinärmedizin“ eröffnet worden, mit 376 Studenten – man war gleichsam auf die Größenordnung von 1607 zurückgekehrt. Aber Veterinärmedizin und Landwirtschaft nahmen einen bemerkenswerten Aufstieg – dagegen waren die Naturwissenschaften halbiert und zu Hilfswissenschaften degradiert worden. Die Medizinische Fakultät war als selbständige Medizinische Akademie abgetrennt und damit in einen schwierigen Existenzkampf geworfen worden.

Diese Jahre der amputierten Universität Gießen stellen aus heutiger Sicht eine Zwischenphase dar, die vor dem 375jährigen Raster der Gesamtgeschichte scheinbar nur eine kurze Episode bedeutete. Aber danach war die Stimmung 1946 nicht. Am 21. Juni hatte das Kultusministerium den Juri-

sten Otto Eger als Sonderbeauftragten für die Ludwigs-Universität eingesetzt. Der alte Mann, der so vieles für die Gießener Studenten getan hatte, überlebender Zeuge einer besseren Vergangenheit, zweimal Rektor der Universität, nahm pflichtbewußt und staatsstreu die Aufgabe auf sich, ohne daß er viel mehr tun konnte als zu verhindern, daß das Schlimme noch schlimmer wurde. Er war nicht der Mann, sich gegen den Willen der Obrigkeit aufzulehnen, wozu auch die Umstände wenig Chancen geboten hätten.

Die Debatten über die Universität gingen jedoch weiter. Die Parteien in Gießen bemächtigten sich des Themas. Naturgemäß stand nach der noch relativ provisorisch wirkenden Eröffnung der „Hochschule für Bodenkunde und Veterinärmedizin“ im Mai die in Aussicht gestellte Forstwissenschaftliche Fakultät und die Frage einer Medizinischen Akademie im Vordergrund, in der die alte Medizinische Fakultät als Torso dahinzusterben drohte. Daß sich freilich auch hier ein kräftiger Überlebenswillen mit hohem wissenschaftlichem Niveau behaupten konnte, steht auf einem anderen Blatt. In mehreren Bereichen haben die Überlebenden der aufgelösten Ludoviciana den Wiederaufstieg vorbereitet – die Gießener CDU forderte, daß die Medizinstudenten Frankfurts und Marburgs in Gießen ihre klinischen Semester ableisten sollten, um damit dem Weiterbestehen der Gießener Medizin einen Rückhalt zu geben. Auch die SPD plädierte für eine Arbeitsteilung in Hessen. Gießen sollte mit Marburg und Frankfurt einen „Verbund“ bilden, dadurch aber ein Minimum an „allgemeinbildenden“ Fächern behaupten. Die Leistungsfähigkeit sollte durch Differenzierung im hessischen Universitätssystem gesteigert werden – ein rigoroser Numerus clausus die Qualität sichern.

Damit war die Diskussionsrunde eröffnet. Der Rektor Cermak drängte unterdessen

die Stadt auf eine angemessene Ausstattung der Hochschule mit Räumen. Wie schwierig die Situation war, zeigte sich darin, daß der Rektor sich bis 1947 bemühen mußte, den Zugriff der Amerikanischen Bibliothek und der Gießener Spruchkammer auf das Zoologische Institut abzuwehren. Auf Cermaks Vorstöße hin bildete Oberbürgermeister Albin Mann einen Ausschuß für Universitätsfragen, dem er selbst, der Rektor, der Exkultusminister und Leiter der Volkshochschule, Professor Strecker, Dr. Leichert von der SPD und Dr. Martin von der CDU angehörten. Zugleich wurde eine Protestversammlung gegen den kulturellen Ausverkauf Gießens einberufen – vor allem gegen den Abtransport der Institutsbibliotheken. Einhellig votierten die Parteien für die Universität.

Nach einer Besichtigung der Hochschule durch die hessischen Minister Stein und Lorberg trat der Gießener Ausschuß zusammen. Stein wollte damals der Frage nachgehen, ob die Institute der Hochschule nach außen verlegt werden könnten. Lich war als Standort bereits verworfen worden. Zunächst stand man in Gießen den guten Absichten des Kultusministers Stein skeptisch gegenüber, zumal als dieser betonte, daß die Universitätsprobleme auf dem Anordnungswege reguliert werden könnten und nicht der Gesetzgebung bedürften – man verdächtigte ihn sogar, die Gießener CDU zum Schweigen gebracht zu haben. Das Drängen auf eine Abgabe der „nicht mehr benötigten Seminarbibliotheken“ löste besondere Erbitterung aus. Cermak und Eger suchten hier mit den Darmstädtern zu einem Ausgleich zu kommen, während sich die Frankfurter Ansprüche als unersättlich erwiesen. Insgesamt gingen schließlich vier Seminarbibliotheken nach Frankfurt und eine nach Darmstadt. Die amerikanische Literatur des Englischen Seminars gelangte mit der

Berufung Fischers nach Marburg. Dies waren alles keine guten Vorzeichen für die weitere Entwicklung.

Aber immer noch blieb das Schicksal der Ludoviciana in der Schwebe, immer noch wurden in Gießen Wünsche nach einer Volluniversität ausgesprochen, tauchten demgegenüber wieder die alten Fusionspläne auf, die noch vor kurzem durch Ebbinghaus unterlaufen worden waren. Der medizinische Dekan Ferdinand Wagenseil forderte sogar einen Untersuchungsausschuß, der die Verantwortlichkeiten für die Auflösung 1946 klären sollte. In Kenntnis der Marburger Vorgeschichte erstaunt heute natürlich nicht, daß der Rektor Rolfes abwinkte – wegen der personellen Probleme und wegen des Verhältnisses zur Nachbaruniversität, wie er sagte. Rolfes war von 1948 bis 1951 Rektor der Hochschule und damit der Hauptverantwortliche für die entscheidende Phase der Konsolidierung nach dem Niedergang. Er betrieb eine zurückhaltende Politik des Möglichen – es ging Rolfes darum, in einer Zeit beträchtlicher Rechtsunsicherheit der neuen Hochschule eine legale Grundlage zu geben und sie, wenn möglich, vorsichtig zu ergänzen. Die Linie des Rektors Rolfes war ohne Frage geprägt vom Eindruck der Situation nach 1945. Er war ja in besonderem Maße durch die Entwicklung geprellt worden. Ihm ging es darum, nun Sicherheit zu schaffen.

Das Gießen-Gesetz von 1950

1949 unternahm die Hochschule unter ihrem Rektor einen neuerlichen Vorstoß, um drei Ziele zu erreichen: die Bezeichnung als Universität, den Ausbau der Naturwissenschaften zu einer Fakultät und die Wiedereingliederung der Medizin, die Habilitationsrecht bekommen sollte. Die Gießener Medizin hatte es vermocht, in ihrer bedrängten Situation unter geschickter Aus-

nützung der allgemeinen Bedürfnisse und durch bemerkenswerte wissenschaftliche Leistungen ihre Existenzberechtigung zu dokumentieren. Rolfes' Zielsetzung ging also noch ganz auf Naturwissenschaften und Medizin – es sei der Universität sicher auf Jahre, ja auf Jahrzehnte nicht möglich, das Ganze einer Alma mater wieder herzustellen. Rolfes verwies darauf, daß für die öffentliche Meinung in der Stadt mit der nach wie vor voll ausgebildeten Medizin alle Voraussetzungen für die Wiederkehr einer Universität gegeben seien – die Mehrheit wolle keine weiteren Fakultäten. Rolfes meinte damals: „Darüber hinaus haben gerade die jüngeren und wissenschaftlich ernstzunehmenden Kollegen nicht die Absicht, die solide friedliche Wiederaufbauarbeit in Landwirtschaft, Veterinärmedizin, Medizin usw. durch überflüssige geisteswissenschaftliche Exkursionen zu gefährden.“ Es muß offen bleiben, ob sich bei dem hochgebildeten Rolfes dahinter Taktik oder Blindheit verbarg.

Die Konzentration auf die naturwissenschaftlich-landwirtschaftlichen Fächer schien sich jedenfalls durchgesetzt zu haben – Rolfes hat auf dieser Basis die „kleinere Lösung“ betrieben. Dabei gewann er im amtierenden Kultusminister Erwin Stein (CDU), nach anfangs beträchtlichem Gießener Mißtrauen, zunehmend einen wichtigen Partner, der freilich immer noch dem Finanzminister erhebliche Konzessionen machen mußte. In Gießen fand man sich ab. Der „Gießener Anzeiger“ sprach von Arbeitsteilung und Austausch mit Marburg. Damit war der Weg frei für die Verwandlung des Provisoriums in ein Definitivum. Im nachhinein wird man die kollegiale Konsolidierung der Hochschule für Bodenkultur zur Justus Liebig-Hochschule – programmatisch gab sich die reduzierte Universität den Namen ihres bedeutendsten Gelehrten – vielleicht als den entscheidenden Knotenpunkt auf dem Weg zur

Wiedergeburt ansehen dürfen. Man muß dabei festhalten, daß das Land nach wie vor dogmatisch auf dem Grundsatz beharrte, daß es nicht mehr als zwei Universitäten tragen könnte, und noch 1957 wurde die Akzentsetzung von 1946 und die Forderung nach bescheidenen Dimensionen in das Universitätsgesetz hineingeschrieben. Es waren die Jahre, in denen von der Gießener Hochschule das Schlagwort von der „Biologischen Universität“ propagiert wurde.

An der Jahreswende 1949/50 hatte sich jedoch Ministerpräsident Christian Stock an den Rektor gewandt und bereits auf die Möglichkeiten einer späteren Aufstockung hingewiesen. Rolfes konnte mit der Betonung beträchtlicher Fortschritte in den verbliebenen Fakultäten erwidern – er verschwie jedoch, daß sich die Naturwissenschaften zäh unter der schützenden Glocke der Hochschule zu behaupten suchten, und auch die Mediziner jeglichen Substanzverlust mit aller Energie abzuwehren trachteten. Einen möglicherweise hilfreichen Vorstoß der evangelischen Kirchenleitung von Hessen-Nassau zur Wiedererrichtung der Theologischen Fakultät in Gießen sah die Justus Liebig-Hochschule indessen als störend an. Man blieb auf der eingeschlagenen Linie, hatte dabei wohl auch den erschreckenden Niedergang der Fakultät nach 1933 vor Augen. Die Stadt spielte bei all diesen Bemühungen eine beträchtliche Rolle, war Förderin und Rückhalt aller einschlägigen Bestrebungen. Störend waren dagegen Stimmen aus einem Bonner Institut, die die endgültige Liquidierung der Gießener Hochschule forderten.

Als es dann 1950 zum sogenannten „Gießen-Gesetz“ kam, folgten daraus schwere Auseinandersetzungen. Die Landesregierung hatte einen starken Staatseinfluß auf die Hochschule festgeschrieben – einen Verstoß gegen die Traditionen, der zum leidenschaftlichen Protest der drei anderen

Hochschulen führte. Ihn machte sich wiederum die FDP und in ihr vor allem der Landtagsabgeordnete und Marburger Oberbürgermeister Bleek zu eigen. Ein Kuratorium und ein Hochschulbeirat schienen starke Elemente staatlicher und gesellschaftlicher Mitsprache zu sichern. Der Landtag setzte sich über die Opposition der drei anderen Hochschulen hinweg, die offensichtlich neben einer Gefährdung der Wissenschaftsfreiheit auch eine Konkurrenz bei begrenzten Mitteln fürchteten. Gerade dadurch aber wurde eine harte Auseinandersetzung provoziert. Der wohl engagierte Politiker in diesem Ringen um das erste Gießen-Gesetz war der Gießener SPD-Abgeordnete Konrad Gumbel. Der schwer kriegsbeschädigte Mann verfocht die Gießener Belange mit aller Entschiedenheit und Schärfe. Dabei entfachte er einen erneuten heftigen Streit um die Schließung der Ludoviciana 1946, der zu schweren Verstimmungen in Marburg und Frankfurt Anlaß gab, in der öffentlichen Meinung den Gießener Bestrebungen jedoch langfristig sehr nützte. Der ehemalige Rektor Karl Bechert und der frühere Kultusminister Böhm (Frankfurt) griffen noch einmal zur Feder. Der Rektor Rolfes indessen hielt sich im Hintergrund – er lavierte zwischen der Kollegialität der Universitäten und den Gießener Interessen, ließ die Politiker agieren, eine nicht ungeschickte Politik, und es erstaunt nicht, daß Rolfes schließlich außer dem Minister Stein auch dem Abgeordneten Karl Gumbel einen warmen Dankesbrief schrieb. Das Gießen-Gesetz von 1950 war verabschiedet und so die Justus Liebig-Hochschule auf eine gesetzliche Grundlage gestellt worden.

Der Wiederaufstieg zur Universität

Eher unwillentlich waren damit die Weichen für die Wiederkehr einer vollen Uni-

versität gestellt. Die Expansion des Bildungswesens und vor allem die einsetzende Hochkonjunktur in der jungen Bundesrepublik, aber auch die beträchtlichen Leistungen der Hochschule, zu deren Hauptexponenten in den folgenden Jahren neben Max Rolfes der Landwirt Eduard von Boguslawski wurde, haben im Stillen die Voraussetzungen für die erneute Expansion geschaffen. Die Studentenzahlen stiegen unter dem Rektorat Rolfes 1950 auf über 1000, um danach nur noch einmal kurzfristig abzusinken. Die in sich widersprüchliche Lösung eines torsihaften Fortbestehens von Naturwissenschaften und Medizin entfachte eine eigene Dynamik. Die Naturwissenschaften, immer noch auf fünf Lehrstühle reduziert, sollten eine dienende Rolle für die zentralen Fächer Landwirtschaft und Veterinärmedizin spielen, die klinische Medizin sollte allein auf die Fortbildung beschränkt werden. Dagegen bäumten sich diese Fächer auf. Die Naturwissenschaftler sprachen von einem „Schandparagrafen“ des Gesetzes. Schnell zeigte sich in den folgenden Jahren, daß man über dieses hinwegschreiten konnte – die Mediziner, die faktisch damals zur vierten Fakultät geworden waren, hatten letztlich eine gesicherte Grundlage für ihren Ausbau. 1951 erreichte man das Lehramtsstudium für die Naturwissenschaften – zugleich versuchte man, durch eine Schwerpunktbildung für den europäischen Osten weitere Impulse für Gießen zu gewinnen. Auch mit dem Aufbau einer Allgemeinen Abteilung wurde begonnen. Anlässlich des 350jährigen Jubiläums 1957 wurde die Justus Liebig-Hochschule zur Justus-Liebig-Universität. Dem Gesetzestext nach war dies eher eine Namensänderung, verbunden mit einer vorsichtigen Erweiterung. Die Fortschrittseuphorie jener Jahre gewann jedoch eine eigene Dynamik. In allen Reden des festlich begangenen Jubiläums stand im Mittelpunkt die Wieder-

geburt einer vollen Universität. Es sagte alles, wenn der Rektor Ankel ausrief: „Universität sind wir erst dem Namen nach“. Dennoch war auch 1957 eine wichtige Etappenstation zu einer erfolgreichen Neuentwicklung – es dauerte nur noch bis etwa 1960, daß der endgültige Durchbruch gelang. Die damaligen Empfehlungen des Wissenschaftsrates gaben die Möglichkeiten. Die Gießener haben sie genützt und zum Teil überschritten. Naturwissenschaft und Medizin wurden voll ausgebaut. Nach einem Streit um die Priorität einer Juristischen oder einer Philosophischen Fakultät kamen 1964 beide wieder. Nur die Theologen sollten fehlen. Die Voraussetzungen für einen glanzvollen Aufstieg der folgenden Jahre waren gegeben.

Es war freilich nicht nur mit einer quantitativen Expansion getan. Eine umsichtige Planung, eine erstaunlich zielgerechte und qualitätsbewußte Berufungspolitik – in der entstehenden Philosophischen Fakultät vor allem das Werk des Germanisten Max Greiner und des Historikers Herbert Ludat – haben sich bewährt und verdichtet zu einem – freilich nicht von allen begrüßten – Ausbau der Geisteswissenschaften. Aber die – wie Peter Moraw mit Recht sagte – erfolgreichste Phase in der Gesamtgeschichte der Universität sah auch die bislang kräftigste Unterstützung des Landes – eine entscheidende Voraussetzung für das Gelingen. Ja, die Entwicklungen vor 1945 schienen sich geradezu umzukehren. Paradoxerweise wurden jedoch durch die gleichen Empfehlungen des Wissenschaftsrates, die die Wiedergeburt der rechts-, wirtschafts- und geisteswissenschaftlichen Bereiche begünstigt hatten, eine Zeitlang die Gießener Agrarwissenschaften gefährdet. Aber im ganzen war die Bilanz jener Jahre erstaunlich. Ohne Auseinandersetzungen um die Prioritäten kam auch diese Entwicklung nicht zustande. Dank einer günstigen Konjunktur ließen sich alle Debat-

ten kanalisieren und fruchtbar machen – wissenschaftliche Innovationen gehen bekanntlich in der Regel nicht ohne Kontroversen ab. Die Geisteswissenschaften hatten in der Justus-Liebig-Universität damals auszugehen von einer starken, in der Tradition verankerten naturwissenschaftlich-medizinischen Orientierung und unterlagen damit vielleicht einem besonders starken Legitimationszwang. Der relativ junge Lehrkörper der – wie sich bald herausstellen sollte – besonders krisenanfälligen geisteswissenschaftlichen Fakultäten und die Traditionen der Universität wirkten zusammen, um in den stürmischen Jahren nach 1968 der Justus-Liebig-Universität eine besonders erfolgreiche Behauptung zu ermöglichen, so daß sie heute im Umfeld der deutschen bzw. hessischen Universitäten unangefochten dasteht. Dies wäre wohl nicht möglich gewesen ohne das in Krise und Not geborene Gefühl von Solidarität, Sachlichkeit und Verantwortung, das dann im unvergessenen ersten Gießener Universitätspräsidenten Paul Meimberg besonders glücklich verkörpert war. Doch dies ist eine andere Geschichte.

Zusammenfassung

Obwohl die Universität seither etwas ganz anderes geworden ist, erinnert in manchem der Neuanfang der Justus-Liebig-Universität nach 1957 an die Geburtsstunde der Ludoviciana 1607, die damals als eine in ihrer Art überaus moderne Universität ins Leben getreten war. Dabei erscheint wichtig, daß die Entwicklung nach 1946 unsere Universität in eine Zwischenstellung zwischen einer alten Hochschule und einer Neugründung manövrierte, wobei ihr vielleicht die Vorteile beider zu Gute gekommen sind – das Weiterwirken der Tradition und der Aufbruch zum Neuanfang. In der Katastrophe von 1944/46 schlummerten

somit beträchtliche Möglichkeiten, die zuweilen sogar an den erfolgreichen moderneren Neuaufbau eines damals demontierten Betriebes erinnern. Sicher lag es 1946 nicht in der Absicht der Wiesbadener Regierung, durch Gesundschumpfung eine Erneuerung zu ermöglichen – dazu standen allzu sehr nachwirkende etatistische Traditionen, vor allem fiskalische Motive im Mittelpunkt, ganz abgesehen von dem Tauziehen unter den hessischen Universitäten. Aber der Neuaufbau einer erstarrenden juristischen, einer verschwundenen ökonomischen, einer fast ruinierten theologischen, einer dezimierten und degradierten Philosophischen Fakultät hätte zahlreiche kaum lösbare Probleme gebracht – der Neuanfang dankte aber auch vieles der gelungenen Konsolidierung der verbliebenen Fächer. Mir scheint, ohne den Gemeingeist und das Qualitätsbewußtsein der verbliebenen Disziplinen – zuerst Agrar- und Veterinärwissenschaften, dann auch Naturwissenschaften und Medizin – hätten die Gießener Geisteswissenschaften vielleicht keinen so glänzenden Aufschwung nach 1960 genommen – sie hatten sich gegen die mittlerweile etablierteren Disziplinen zu behaupten.

Es wäre freilich absurd, aus all dem ein Modell abzuleiten und von Zeit zu Zeit einzelne Fakultäten zwecks Regeneration zu schließen. Die brutalen Konsequenzen für die Betroffenen, die unwiederbringlichen Substanzverluste, die Zerstörung geistiger Traditionen sprechen eine zu deutliche Sprache. Auch wird man den glänzenden Wiederaufstieg nicht sehen dürfen ohne die extrem günstigen Außenbedingungen – Wiederaufbau-Euphorie, Bildungsbewußtsein und Hochkonjunktur in der jungen Bundesrepublik.

Der Niedergang wesentlicher Teile der Ludoviciana war nicht nur die Folge struktureller Probleme gewesen, sondern zuletzt auch die einer planmäßigen Vernachlässi-

gung und Zerstörung, Produkt eines bornierten Fiskalismus, einer Geringachtung humaner und liberaler Bildungstraditionen durch die braune Diktatur. Es war eine besondere Tragik, daß sich die junge Demokratie aus finanziellen Gründen nicht aus diesem Teufelskreis zu befreien vermochte und den Prozeß des Niedergangs mit einer Teilschließung der alten Ludoviciana vollendete. Später allerdings hat die hessische Landesregierung das damals preisgegebene Terrain in reichlichem Maße zurückgewinnen helfen – niemals war die Absicherung unserer Universität durch das Land so sicher wie seither.

1957 steht also gleichsam zwischen 1933 und 1982 fast auf halbem Wege. Die ältere Krise der Ludoviciana war 1933 mit dem Verlust rassistisch und politisch verfolgter Gelehrter in eine tödliche Phase getreten. Sie vollendete sich in einer Zeit aufrichtiger Begeisterung für eine inhumane Bewegung, die in ein verbrecherisches System mündete, in einer Zeit der karrierebewußten Anpassung, des Opportunismus, des sich Duckens, zuweilen der kritischen Distanz, kaum des Widerstands. Trotzdem wurde auf weite Strecken die Qualität wis-

senschaftlicher Leistung hochgehalten. Allerdings mußten zuerst ihre Angehörigen, dann die Ludoviciana selbst den Preis für jene Jahre bezahlen. Die Zeit zwischen 1945 und 1947 erscheint heute als eine Zeit des Umbruchs, die später einen glanzvollen Wiederaufstieg einleitete. Damit zeigte sich, daß auch die Universität Gießen, ebensowenig wie ihre Angehörigen, aus der allgemeinen Geschichte herausfällt, das gilt für die Jahre vor 1945 wie für jene danach. Aber man soll die Jahre 1945 bis 1957 ebensowenig wie jene von 1933 bis 1945 als eine Episode sehen. Ein so empfindlicher und komplizierter Mechanismus wie eine Universität bedarf nicht nur der behutsamen Förderung, sondern auch eines liberalen Geistes. Die Qualität der Wissenschaft ist heute mehr als je zuvor von den finanziellen Ressourcen abhängig, aber auch untrennbar verbunden mit der Qualität der personellen Ergänzungen. Nach den Erfahrungen der Ludoviciana dürfte aber nicht vergessen werden, daß neben der Leistungsbereitschaft der Gelehrten humaner Geist eine unabdingbare Voraussetzung für wissenschaftliches Wirken ist.

Peter von Zahn **»Das neue, große Standardwerk zur Geschichte der Deutschen«**



1216 Seiten
über 2200 Abbildungen,
Schautafeln und Karten,
durchgehend farbig.
Leinen mit Schutzumschlag
Geschenksschuber
Format 23,5 x 30,0 cm.



98⁵⁰ DM
über 1200 Seiten,
über 2000 Abbildungen.
Ab 1. Februar 1984 128,-



**Ferber'sche
Universitäts-
buchhandlung**

Inh.: Dieter Schormann
Seltersweg 83
Postfach 54 40
6300 Gießen
Telefon (06 41) 1 20 01

Jetzt zugreifen!
Bis 31. 1. 1984 sparen Sie fast 30,- DM

Die Aufgabenstellung des Ökonomen *

I. Einführung

Der Titel meines Vortrages „Die Aufgabenstellung des Ökonomen“ ist einem Buch aus dem Jahre 1979 entlehnt, das seinerseits diesen Titel von einem Aufsatz übernahm, den ich im Jahre 1963 verfaßte und als Ansprache als Präsident der Southern Economic Association der Vereinigten Staaten vortrug. Obwohl sich meine methodologische Position während der vergangenen zwei Jahrzehnte nicht wesentlich verändert hat, ist es doch unzweifelhaft, daß sich das, was ich unter dem gleichen Titel heute zusammenfasse, in einigen wesentlichen Punkten von dem unterscheidet, was ich vor zwanzig Jahren vertreten habe. Eine vergleichende Betrachtung zwischen meinen Auffassungen damals und heute stellt sich für mich als eine interessante Aufgabe dar.

Das Hauptanliegen meiner Argumentation von 1963 gilt unverändert auch noch heute. Ich habe damals behauptet, daß die fachlichen Fähigkeiten des modernen Ökonomen nicht angemessen genutzt werden. Diese Fähigkeiten sind nicht die eines Wissenschaftlers, der angewandte Mathematik betreibt, denn Aufgabe eines Ökonomen ist nicht die Lösung eines „ökonomischen Problems“, das im rein technischen Sinne als die Zuweisung knapper

Ressourcen auf alternative Verwendungsmöglichkeiten oder Ziele definiert ist. Daß man die gesamte Forschung und Lehre in dieses Schema der Maximierung von Zielfunktionen unter Berücksichtigung von Nebenbedingungen preßt, spiegelt ein fundamentales Mißverständnis des ökonomischen Prozesses, und zwar unter den Ökonomen selbst, wider.

Unter konstruktiver Perspektive forderte mein Aufsatz von 1963 eine neuerliche und verstärkte Bemühung, den *Tauschprozeß* zu verstehen, der so breit zu definieren ist, daß er die Mannigfaltigkeit institutioneller Arrangements, innerhalb derer der Tausch stattfinden kann, umfaßt. Diese erstrecken sich vom einfachen „Zwei-Personen-Zwei-Güter-Tausch“ bis hin zu komplexen Tauschvorgängen, die auf der Ebene allgemeiner kollektiver Vereinbarungen über Regeln für die gesamte politisch-rechtliche Ordnung, d. h. für die Verfassung der Gesellschaft, ablaufen. In meiner Interpretation des Gegenstandes der Ökonomik hat die „Theorie der Märkte und des Marktprozesses“ und nicht die „Theorie der Allokation der Ressourcen“ den zentralen Stellenwert.

II. Die Ablösung des Maximierungs-Paradigmas

Ich sollte die Bedeutung des Unterschieds in der Auffassung von „Ökonomik“ als Forschungs- und Lehrgebiet, als Disziplin, ja als „Wissenschaft“, betonen. Ich möchte mich hier nicht mit subtilen Nuancen einzelner Variationen in der Methodologie beschäftigen, sondern eine grundlegende

* Vortrag anlässlich der Verleihung der Würde eines Ehrendoktors durch den Fachbereich Wirtschaftswissenschaften der Justus-Liebig-Universität Gießen an Herrn Professor Dr. James M. Buchanan am 7. Juni 1982. Der Vortrag wurde unter dem englischen Titel „What Should Economists Do: Reconsideration 1982“ gehalten. Ins Deutsche übertragen von Prof. Dr. Hans G. Monissen.

und fundamentale Alternative in der Art und Weise, wie Ökonomen *denken* sollten, herausarbeiten. In der Tat schlage ich vor, daß wir, um eine von Nietzsches treffenden Metaphern zu verwenden, die Welt durch ein anderes Fenster betrachten und interpretieren. Um es genauer zu sagen: Ich schlage vor, daß die Ökonomen ihr Interesse auf das Problem der *Ordnung* konzentrieren sollten, die, sei sie nun recht einfach oder komplex, dem immer drohenden sozialen Chaos durch die systematische Interaktion der Menschen, indem sie Tauschprozesse in Gang setzen, auferlegt ist.

Halten wir insbesondere fest, daß die Konzentration auf die sozio-ökonomische Ordnung mehr als eine bloße Neuausrichtung des Untersuchungsgegenstandes bedeutet. Sie erfordert, wie ich andeutete, einen Wandel unseres Denkprozesses, einen Wandel, der sehr viel schwieriger zu bewältigen ist als irgendeine inhaltliche Verlagerung.

Das Paradigma, welches abgelöst werden soll, ist das des *Maximierens*, das in einem ganz allgemeinen Sinn zur modernen Verkörperung des *Wirtschaftens* wurde. Ich bin mit den linguistischen und ethymologischen Vorbehalten oder Vorurteilen, die meine Aufgabe so schwierig machen, wohl vertraut. Mit dem Vorschlag, daß sich die Ökonomen vom Maximierungs-Paradigma abwenden sollten, behaupte ich gewissermaßen, daß sie aufhören sollten, „Ökonomen“ zu sein, und zwar in dem Ausmaß, wie dies eine Verknüpfung mit den Wurzeln eben des Wortes „Ökonomik“ andeutet. Wenn wir von einer *tabula rasa* ausgehen könnten, würde ich einen gänzlich neuen Begriff für unsere Disziplin vorschlagen, wobei ich persönlich sehr zufrieden mit dem der „Katallaktik“ wäre. Katallaktik ist der von Professor Hayek bevorzugte Begriff, der schon von Autoren des 19. Jahrhunderts verwendet wurde. Die

Bezeichnung Katallaktik dient meinem Anliegen insofern besonders gut, als sie die Aufmerksamkeit direkt auf unser Zentralproblem, auf die Institution des Tausches oder des Handels zwischen kontrahierenden Parteien, lenkt.

Wir müssen verstehen, warum und in welcher Weise Akteure das ausüben, was Adam Smith unsere Neigung „irgendetwas gegen etwas anderes zu tauschen“ nannte, eine Neigung, die, wie dieser im gleichen Zusammenhang bemerkte, bei allen nicht-menschlichen Lebewesen nicht vorkommt. Und wir müssen verstehen, warum durch wechselseitigen Tausch in einem Netzwerk untereinander verknüpfter, aber doch separater bilateraler Tauschbeziehungen ein koordiniertes Ergebnis oder eine Ordnung entsteht, die nicht im Erkenntnisvermögen irgendeines Teilnehmers liegt: Wir haben es hier mit den „unintendierten Folgen“ individuellen Handelns zu tun, wie Hayek es genannt hat. Diese Folgen sind der zentrale Gegenstand unserer intellektuellen Bemühungen.

Ich habe oft argumentiert, daß es nur ein „Prinzip“ in der Ökonomik gibt, nämlich das „Prinzip der spontanen Ordnung“ oder der „Koordination“. Alle anderen haben nur instrumentelle Bedeutung, wenn es darum geht, dieses zentrale Prinzip zu verstehen und zu bewerten. Es ist klar, daß es kein Maximierungsprinzip sein kann; niemand – sei er nun zentraler Akteur oder Vermittler – wünscht oder wählt den Handlungsablauf, der die Ordnung erzeugt. Es gibt weder einen Maximierer noch einen Maximanden. „Gesellschaften“, „Staaten“ oder „Kollektive“ „wählen“ nicht irgendetwas. Diejenigen, die meine Arbeiten kennen, werden wissen, daß eines meiner immer wiederkehrenden Anliegen in der wissenschaftlichen Profession in den Bemühungen verkörpert ist, die Ansichten über die Metapher der „sozialen Wahl“, der „als-ob“-Modelle der Kollekti-

ve als organische Einheiten aufzugeben. Insbesondere die „sozialen Wohlfahrtsfunktionen“ sind für mich schon immer das *eigentliche Übel* der politischen Ökonomie gewesen.

Meiner Meinung nach sind wir während der vergangenen drei Jahrzehnte dadurch weitergekommen, daß wir in unserer Disziplin Übertreibungen bei der Manipulierung nichtexistenter sozialer Wohlfahrtsfunktionen einschränkten. Public Choice, die Spezialdisziplin, mit der ich mich besonders befasse, beeinflusste sowohl die Ökonomen als auch andere Sozialwissenschaftler. Aber wenn ich vorschlage, daß sich die Ökonomen vom Paradigma des Maximierens lösen sollten, so bedeutet das für mich natürlich viel mehr als ein bloßes Aufgeben der sozialen Wohlfahrtsfunktionen.

Lassen Sie mich dieses Problem von einer anderen Seite her aufgreifen. Die Überzeugungskraft einer Mentalität, die sich in der Vorstellung einer sozialen Wohlfahrtsfunktion niederschlägt, entsteht über die natürliche Erweiterung des Maximierungsparadigmas. Dies wiederum macht direkt verständlich, daß jede intellektuelle Überwindung der Metapher der „sozialen Wahl“ wahrscheinlich nur so lange vorübergehend bleiben wird, wie das Modell des Maximierens und Ökonomisierens das umschreibt, was der professionelle Ökonom als Ausgangspunkt seines Denkens betrachtet. Uns selbst von diesem zentralen Paradigma zu lösen, das die ökonomische Theorie über ein halbes Jahrhundert lang beherrschte, ist keine einfache Aufgabe, selbst für jene, die in der einen oder anderen Weise bewußte Bemühungen in dieser Richtung unternahmen. Und sicherlich wäre es vermessen zu erwarten, daß die überwältigende Mehrheit der jetzigen Fachvertreter den Bankrott eines beträchtlichen Teiles ihres personifizierten intellektuellen Kapitals erklären würde. In einem

fundamentalen Sinne ist Ökonomie als eine „wissenschaftliche Disziplin“ in einem Ideenrahmen gefangen, der sich nach meinem Urteil im wesentlichen antithetisch zum Kern eben ihres Anspruchs auf unabhängige Autorität als eine „Wissenschaft“ überhaupt stellt. Dieser Anspruch muß im Grunde ableitbar sein aus dem Prinzip der spontanen Ordnung, das sich, wie gezeigt, nicht aus dem Maximierungsparadigma entwickeln läßt und auch nicht ohne weiteres mit diesem in Verbindung gebracht werden kann – es sei denn, man nimmt Zuflucht zu Fiktionen, wie z. B. zur Metapher der sozialen Wahl, die, wenn sie angewendet oder erweitert wird, auf eine Verletzung des Prinzips der spontanen Ordnung hinausläuft.

III. Nutzentheorie

Welche Bestandteile unserer intellektuellen Fracht müssen wir nun als unerwünschten Ballast über Bord werfen? Zuerst und vor allem können und sollten wir die Nutzentheorie in ihrer jetzigen dominanten Position aus unserem Instrumentarium herausnehmen. Dieser Vorschlag mag die Frage aufwerfen, wie Ökonomen eine „Theorie der Wahlhandlung“ ohne eine zugrundeliegende „Theorie des Nutzens“ entwickeln können. Sicherlich sind es Personen, die in der gängigen Interpretation wählen, und wir müssen versuchen zu analysieren, wie und warum sie das wählen, was sie wählen.

Lassen Sie mich hier ganz klar ausdrücken, daß ich nicht vorschlage, die Richtschnur des rationalen und zweckgerichteten Verhaltens der wirtschaftenden Akteure aufzugeben. Ich meine jedoch, daß die augenblicklich vorherrschende, auf einem nutzentheoretischen Rahmenwerk basierende Theorie in bedenklicher Weise irreführend sein kann und an sich dazu tendiert, den Gedankengang eher zu verwirren als zu

klären. Im Standardmodell treffen Personen ihre Wahl über eine Maximierung ihres Nutzens in Abhängigkeit von spezifizierten Restriktionen. Per Annahme existiert eine Nutzenfunktion unabhängig vom Wahlverhalten, eine Funktion, die Argumente für solche „Güter“ enthält, denen das Individuum einen Wert beimißt, und die die relevanten Substitutionsmöglichkeiten zwischen diesen „Gütern“ (oder „Ungütern“) angibt.

Was aber bedeutet in dieser Konstruktion der Begriff „Wahl“? Es gibt anscheinend eine exogene und bestimmte „Lösung“ für das Maximierungsproblem einer Person. Aber was bedeutet Wahl, wenn ihr nur diese Bedeutung zukommt? In dem Maße, in dem die Präferenzen unabhängig von der Wahlhandlung existieren, wird keine initierende Aktion entfaltet. Die Wahlhandlung ist vollkommen un kreativ; der Mensch reagiert passiv auf ökonomische Stimuli; die Theorie ist eher eine Theorie der Reaktion als eine der Aktion.

Die bloße Leere der Konstruktion als solche mag nur wenige Bedenken erzeugen, aber die Implikationen des Modells sind für jedes umfassende Verständnis des ökonomischen Prozesses schädlich. Wenn Nutzenfunktionen unabhängig vom Akt des Wählens existieren, so folgt daraus indirekt, daß die Individuen in der Lage sind, alle potentiellen Ergebnisse (oder Ergebnisbündel) unabhängig voneinander in eine Ordnung zu bringen. Nutzen- oder Präferenzfunktionen können so beschrieben, manipuliert und algebraisch sowie geometrisch dargestellt werden, als ob sie Realitäten wären. Für den beobachtenden Ökonomen werden Menschen zu Präferenzfunktionen.

Nutzenmaxima für Individuen lassen sich konzeptionell unabhängig von den gewollten Handlungen der Individuen definieren. Sicherlich werden einige der Analytiker von Wahlhandlungen – wobei sie indessen

zu Tautologien greifen – Präferenzverschiebungen unterstellen, wenn immer diese angebracht erscheinen. Aber die offensichtlichen Grenzen des Modells tragen wenig dazu bei, jene konzeptionellen Erweiterungen zu verhindern, die mit Aggregation und Vergleich verknüpft sind. Moderne Ökonomen stützen sich natürlich nicht auf die groben Aggregationsverfahren von Bentham und seinen Nachfolgern. Die Techniken der modernen Ökonomen sind sehr viel verfeinerter. Sie unterstellen nicht die Benthamsche kardinale Messung des individuellen Nutzens, sondern sie verwenden stattdessen die von Neumann und Morgenstern, und addieren auch nicht die Nutzen der einzelnen Personen. Nichtsdestoweniger verzichten Ökonomen selten auf Versuche, Marktsituationen als nicht-optimal im Pareto-Sinn zu klassifizieren, ein Verfahren, das notwendigerweise die geforderte Existenz von Nutzenfunktionen unabhängig von individuellen Wahlhandlungen einbezieht. Dies bedingt möglicherweise die gleichen Implikationen für staatlich kollektive Eingriffe wie jene, die aus den früheren Modellen des naiven Utilitarismus ableitbar waren.

IV. Die Allokation der Ressourcen

Die gesamte Vorstellung über eine „optimale“ oder „effiziente“ Allokation der Ressourcen, selbst wenn sie im Hinblick auf die strenge Pareto-Norm als höchst geeignet erscheint, ist mit der Implikation verknüpft, daß eine solche Allokation vollkommen unabhängig von dem Interaktionsprozeß existiert, in den die Personen einbezogen sind. Solch eine Schlußfolgerung könnte nicht gezogen werden, wenn die Nutzentheorie ausgeklammert bliebe und für die Individuen lediglich Rationalität der Wahlhandlung unterstellt würde. „Eine Situation ist optimal oder effizient, wenn sie frei und aus eigenem Antrieb ge-

wählt wurde“. Diese Definition gründet nicht auf einer postulierten Existenz von unabhängig existierenden Nutzenfunktionen. Natürlich entsteht über jeden Interaktionsprozeß eine bestimmte Allokation von Ressourcen, doch sollte sich das Effizienzkriterium auf die Bewertung des Prozesses selbst und nicht auf die Struktur der Endzustände oder Ergebnisse beziehen. Es mag, ohne völlig irreführend, angehen, eine Allokation als „ineffizient“ zu bezeichnen, wenn wir ausdrücken wollen, daß die Ressourcen nicht den am höchsten bewerteten Verwendungen zugeflossen sind. Voraussetzung dafür ist allerdings, daß wir vorsichtig genug sind, darauf zu bestehen, daß unsere Hypothesen über die „Ineffizienz“ ausschließlich aus unserer Identifizierung offenkundiger Beschränkungen des freiwilligen Tausch- oder Vereinbarungsprozesses zwischen Personen und nicht aus irgendeiner Bewertung der Struktur der Ressourcenverwendung selbst abzuleiten sind.

Es wäre daher naheliegend, auf die üblichen Hinweise auf die „Allokation der Ressourcen“ als solche in einem Lehrbuch über Katallaktik, das die Lehrbücher über die gegenwärtig praktizierte „Ökonomik“ ersetzen würde, zu verzichten. Die Betonung des Allokationsaspekts, der ein halbes Jahrhundert lang einen großen Teil der Mikroökonomik dominiert hat, entsteht mehr oder weniger „folgerichtig“, sobald die Abgrenzung der Disziplin im Sinne des „ökonomischen Problems“, nämlich der Allokation knapper Ressourcen auf konkurrierende Zwecke oder Ziele, vollzogen wird. Diese Abgrenzung legt der Analyse notwendigerweise eher eine rechnerisch-mechanistische als eine verhaltensorientierte Ausrichtung nahe. Meiner Meinung nach sollten wir unser Interesse wieder auf das wenden, was Adam Smith das „System der natürlichen Freiheit“ nannte, ein Ausdruck, der die Aufmerksamkeit sowohl auf

die systematische Natur des Interaktionsprozesses der Menschen lenkt als auch auf das Erfordernis, den Menschen ihre Freiheit zum Handeln zu belassen.

V. Ökonomik und Politik

Der Tauschansatz, den ich für unsere Wissenschaft vorschlage und wie Hayek Katallaktik nenne, zieht eine vollkommen andere Trennungslinie zwischen den einzelnen Disziplinen der Sozialwissenschaften als die, welche in diesem Jahrhundert entstanden ist. Nach dem üblichen Schema analysiert die Wirtschaftswissenschaft die Allokation von Ressourcen auf Märkten, die Politikwissenschaft demgegenüber die Allokation von Ressourcen über staatliche Institutionen. In dem Ansatz, den ich hier vertrete, ist die Katallaktik als Wissenschaft vom Tausch umfassend genug, um alle freiwilligen Interaktionen einzuschließen, ob diese sich nun auf der Ebene des bilateralen Handels befinden oder auf der äußerst komplexen und umfassenden Ebene der kollektiven Vereinbarung. Das heißt, daß kollektives Handeln ganz natürlich in das System der Katallaktik einbezogen wird, solange dieses Handeln aus der unabhängigen Wahl der teilnehmenden Individuen ableitbar ist. Es gibt keine willkürliche Trennung in marktähnliche und kollektive Organisationsformen.

Der politischen Wissenschaft verbleibt in dieser Abgrenzung nur noch die Analyse ungewollter oder erzwungener Beziehungen zwischen Personen, eine Definition des Untersuchungsobjekts, die konsistent ist mit dem, was viele Politikwissenschaftler für ihre eigene Disziplin vorschlagen. Die Katallaktik jedoch setzt keine willkürliche Abgrenzung zum Phänomen dessen, was ich im eigentlichen Sinne mit *politischen* Beziehungen bezeichnen würde. Derartige Beziehungen lassen sich zumindest in gewissem Grade auch in marktähnlichen In-

teraktionen aufzeigen; kollektives Handeln ist nicht eindeutig so charakterisiert, daß es nur für politische Beziehungen konstitutiv wäre.

Die Politikwissenschaften beschäftigen sich zu Recht mit dem Phänomen der Macht – im Sinne der Macht des Menschen über den Menschen. Die Möglichkeit des Zwangs birgt das Vorhandensein von Macht in sich. Im Vergleich und in der Gegenüberstellung dazu wird die Konzeption der „ökonomischen Macht“ im höchsten Maße unscharf. In dem Ausmaß, in dem ich mich freiwillig mit einem anderen Akteur auf einen Tausch einlasse, initiiere ich eine wechselseitige Tauschbeziehung, die mit Recht Gegenstand der Analyse der Disziplin der Katallaktik ist. In dem Ausmaß, in dem hierbei für mich die Freiheit des Ausscheidens aus dieser Beziehung zu niedrigen Kosten gesichert bleibt, bin ich nicht dem Zwang durch den anderen Akteur unterworfen. Deshalb besitzt der andere wenig oder gar keine Macht über mich. Es existieren kaum Elemente von dem, was sich als „politisch“ im eigentlichen Sinne charakterisieren ließe. Natürlich ist der Austritt aus vielen freiwilligen Beziehungen nur zu hohen Kosten möglich. Ist dies der Fall, so werden politische Elemente wirksam und damit ebenfalls Elemente der Macht.

Die hier vorgeschlagene Unterscheidung zwischen einer Tausch- und einer Machtbeziehung, d. h. zwischen einem Problem der Katallaktik und der Politikwissenschaft, ist hilfreich bei der Festlegung einer normativen Richtschnur für die Bewertung von institutionell-organisatorischen Alternativen: Die Macht des Menschen über den Menschen ist etwas, was minimiert werden sollte; Freiheit ist demgegenüber etwas, was maximiert werden sollte. Der Grad der Freiheit wird ausgedehnt, wenn die Tauschbeziehungen so erweitert werden können, daß sie die Gebiete der In-

teraktion, die vorher durch Zwangsbeziehungen geregelt waren, miteinbeziehen; die Freiheit erfährt Einschränkungen, wenn eine Tauschbeziehung durch eine Machtbeziehung ersetzt wird.

Meine Ausführungen sollen nicht nahelegen, daß meine Behandlung des vorgegebenen Themas „Die Aufgabenstellung des Ökonomen“ notwendigerweise ein normatives Vorurteil ausdrückt. Indem ich sage, daß die zweckmäßige Charakterisierung unserer Disziplin die der Katallaktik, der Wissenschaft vom Tausch, ist, grenze ich eine Reihe von institutionellen Arrangements ab, die sich für eine gezieltere Analyse anbieten. Es existiert eine natürliche Übereinstimmung zwischen diesen Institutionen und solchen, in denen die Individuen ihre Handlungsfreiheit im üblichen Sinn bewahren. Aber die normative Ausrichtung ergibt sich erst dann, wenn man davon ausgeht, daß die individuelle Freiheit selbst ein besonders hoch zu bewertendes Ziel ist. Es gibt keine notwendige Verbindung zwischen einer positiven Analyse institutioneller Interaktionen und einem solchen Schritt.

VI. Die Mathematik der Katallaktik

Ich komme nun zur Frage der mathematischen Instrumente, die sich für solche Forscher und Lehrer als zweckmäßig anbieten, die sich traditionellerweise Ökonomen nennen. Ablösung des Maximierungsparadigmas bedeutet Aufgeben der Mathematik der Maximierung, d. h. der Differentialrechnung. Aber das geeignete mathematische Instrumentarium zur Analyse komplexer Tauschprozesse wird sehr viel schwieriger und ist möglicherweise noch gar nicht verfügbar. Beim Stande der heutigen Mathematik scheinen die Verfahren, die der Spieltheorie zuzuordnen sind, in besonderer Weise geeignet. Der spieltheoretische Ansatz ist deshalb besonders nütz-

lich, weil er die Aufmerksamkeit auf die Suche nach Lösungen und Lösungskonzepten richtet, die aus einem Spiel im Rahmen festgelegter Regeln hervorgehen. Die Vermutung, daß die Lösung, die aus irgendeinem speziellen Spiel oder auch aus einem Muster von Spielen entsteht, als „optimal“ oder „effizient“ klassifiziert werden kann, ist unbegründet. Die Analyse der Beziehung zwischen Regeln und Lösungen kann dabei im wesentlichen von wertgeladenen Begriffsinhalten freigehalten werden. Die Spieltheorie erscheint weiterhin nützlich, weil sie die Aufmerksamkeit auf die Spielregeln oder auf das institutionelle Rahmenwerk als Ziel möglicher Reform oder Veränderung richtet. Ein Spiel zu „verbessern“ bedeutet, bestimmte Regeln durch andere zu ersetzen, welche „bessere“ oder „interessantere“ Ergebnisse liefern. Der Ansatz lenkt somit die Aufmerksamkeit von jedem Versuch ab, sich direkt mit den Ergebnissen oder Endzuständen unabhängig von den Regeln zu beschäftigen.

Wenn ich behaupte, daß die Spieltheorie vielleicht das beste verfügbare mathematische Instrument für die Analyse und das Verständnis von Tauschprozessen liefert, sage ich damit nicht, daß die Möglichkeit der Anwendung dieses mathematischen Zweigs vollständig ausgenutzt worden ist. In ihrer eher ermüdenden Suche nach speziellen Lösungen, wie es z. B. im Oligopolfall deutlich wird, scheint mir die Spieltheorie unweckmäßig angewendet zu werden. Die Suche nach einem verallgemeinerten Lösungskonzept, wie es im sog. Kern oder in verwandten Konzepten deutlich wird, ist hier sicherlich der Weg, der ein höheres Maß an Einsicht verspricht.

VII. Gleichgewicht

Einige moderne Ökonomen, deren Arbeiten ich bewundere, und die vermutlich den

meisten meiner Anmerkungen zustimmen, würden in der Ablösung von Teilen der konventionellen Lehre noch weitergehen. Sie sähen es lieber, wenn wir die Gleichgewichtsmetapher als zentralen Bestandteil unseres Handwerkszeuges ganz aufgäben. Nach meiner Auffassung würde dies jedoch zu weit gehen. Die Gleichgewichtskonzeption, wenn sie nur richtig angewendet wird, ist bei unserem analytischen Vorgehen durchaus hilfreich. Vorsicht muß natürlich bei der Definition des Gleichgewichts walten, damit sie konsistent mit der analytischen Ausrichtung auf den Tauschprozeß bleibt. In ganz einfacher Weise ist Gleichgewicht unter Bezug auf das Verhalten der Akteure als die Position definiert, die erreicht wird, wenn der Tauschprozeß zu einem Ende kommt. In wissenschaftlicher Sprache ausgedrückt, bedeutet Gleichgewicht die Koordination der Pläne verschiedener Personen, eine Definition, die Hayek benutzt hat.

Vorsicht muß auch walten, um sicher zu gehen, daß das Gleichgewicht ein Konzept bleibt, das uns bei der Analyse der Prozesse selbst hilft, und daß die Konstruktion nicht zur Beschreibung möglicher beobachtbarer Konstellationen der realen Welt benutzt wird. Die *gleichgewichtigen* Tendenzen oder Kräfte und nicht die Charakteristika des Gleichgewichts selbst sind die Probleme, auf die eine korrekte Analyse konzentriert werden muß.

Aus dieser Perspektive folgt, daß das Problem der Existenz eines Gleichgewichts und damit die Problematik von Existenzbeweisen in meinem Lexikon der Ökonomik nicht notwendigerweise einen hohen Stellenwert einnehmen. Andererseits schließt der vorgeschlagene Ansatz den Gebrauch der modernen allgemeinen Gleichgewichtstheorie, in angemessener Weise qualifiziert und modifiziert, natürlich nicht aus.

VIII. Schlußfolgerungen

In einem kurzen Vortrag kann ich kaum mehr tun, als eine Skizze meiner Behandlung des Themas „Die Aufgabenstellung des Ökonomen“ zu entwickeln. Ich habe hier kaum mehr getan als nahezulegen, daß sie die Fragestellungen anders angehen sollten als sie es tatsächlich tun. Ich möchte aber diese Ausführungen mit einer optimistischen Anmerkung schließen. Die Ausrichtung hat sich teilweise in die Richtung geändert, die ich hier vorgeschlagen habe. Moderne Theoretiker unseres Fachs beginnen die angemessenen Fragen zu stellen. So wird die Bedeutung der kreativen nichtpassiven Wahlhandlungen langsam in die ökonomischen Analysen einbezogen. Das Werk von G. L. S. Shackle über Wahlhandlungen wird heute in weiten Kreisen stärker beachtet als in den früheren Jahren, und F. A. Hayek hat endlich die weltweite Anerkennung gefunden, die er schon lange verdiente. Ganz allgemein wird dem Ansatz der Österreichischen Schule und hier insbesondere Israel Kirzners Untersuchung über das Unternehmertum verstärkte Aufmerksamkeit gewidmet. Moderne allgemeine Gleichgewichtstheoretiker wie Frank Hahn, Sidney Winter und Richard Nelson zeigen in ihren Veröffentlichungen erfrischend neuartige Perspektiven auf. Meine eigenen Arbeiten, die sich vor allem an dem Werk Knut Wicksells orientieren und in denen die Vorstellungen über ökonomische Reformen weitgehend über Änderungen der politischen Verfassung bzw. des politisch-gesetzlichen Rahmenwerks, in dem Tauschprozesse stattfinden, entwickelt werden,

finden sowohl in den Vereinigten Staaten als auch in anderen Ländern in steigendem Maße Beachtung.

Ich möchte mit einigen bestätigenden Beobachtungen für meine optimistische Vermutung über die Richtung der Änderung der Perspektiven in unserer Disziplin schließen: Es ist heute durchaus möglich, einen vernünftigen Dialog über Themen zu führen, über die man sich noch vor zwanzig Jahren lustig gemacht hätte: Regeln für ein ausgeglichenes staatliches Budget, Warengeld, kompetitives Geldsystem, freies Bankwesen, Deregulierungen, Abbau des Wohlfahrtsstaates, politische Zeithorizonte – wirtschaftspolitische Fragestellungen, die in der alkyonischen Phase der keynesianischen Vorherrschaft kaum Beachtung oder gar Zustimmung hätten finden können.

Die Fragestellungen selbst sind natürlich nicht direkt mit der Richtungsänderung verbunden, die ich für die ökonomische Theorie fordere. Aber es besteht hier eine indirekte Beziehung. Die Ära des vom Keynesianismus geleiteten Dirigismus fand ihre intellektuellen Wurzeln in der auf Maximierung ausgerichteten ökonomischen Theorie, die in den frühen und mittleren Jahren dieses Jahrhunderts entstand. Sowohl faktische Ereignisse als auch neue Ideen brachten die Ära des Dirigismus zum Stillstand. Es ist nun an der Zeit, daß die Ideen, die an den Hochschulen gelehrt und in den Zeitschriften publiziert werden, in stärkerem Maße mit den offensichtlich werdenden Gegebenheiten des späten 20. Jahrhunderts in Übereinstimmung gebracht werden.

Gießener Wörterbücher der deutschen Sprache

Die Erfassung und Darstellung des Wortschatzes des Deutschen wie jeder anderen Sprache ist eine Leistung der Sprachforschung, die ein breiteres öffentliches Interesse findet als die des Regelsystems, d. h. die Grammatik. Wer liest schon einmal in einer Grammatik, obwohl sie fortlaufend geschrieben ist; in einem Wörterbuch blättert zumindest jeder einmal. Auf beiden Gebieten ist in Gießen seit der Mitte des 19. Jhs. Beachtliches geleistet worden, jedoch dürfte der Name des Sprachhistorikers und Grammatikers Otto Behaghel mehr bekannt geworden sein als die der Gießener Lexikographen Karl Weigand, Alfred Götze und Hermann Hirt, denen noch Friedrich Schmitthenner voranzustellen wäre. Für Behaghels Andenken ist inzwischen durch die Benennung der Straße gesorgt, die zum Philosophikum I und dem Neubau der Universitätsbibliothek führt, wenn auch das Interesse an der Geschichte des Deutschen, seinem Hauptarbeitsgebiet, nicht mehr das seiner Zeit ist. Nicht viel besser ergeht es der historischen Wortforschung, zu der jene genannten Gießener Gelehrten, die ersten beiden Germanisten, der dritte Indogermanist (Schmitthenner beschäftigte sich nur zeitweilig mit Sprachwissenschaft), entscheidende Beiträge geleistet haben, deren Mühe, Aufwand und Zähigkeit in der Verfolgung eines von Natur weitgesteckten Zieles nicht vergessen werden sollte.

Daß sich das Interesse unserer Zeit sicher mehr auf fremde Sprachen als auf die eigene richtet – und dabei freilich recht einseitig auf das Englische –, braucht hier nicht weiter dargelegt zu werden. Die Fachger-

manistik hat sich zudem in den letzten Jahren mit Recht auf die bisher ziemlich stiefmütterlich behandelte Sprache der Gegenwart stärker konzentriert, so auch in der Lexikographie mit mehreren umfangreichen, rasch herausgebrachten Wörterbüchern und weitreichenden Projekten für das heutige Deutsch. Und so wird noch einige Zeit vergehen, bis man sich vielleicht wieder stärker der deutschen Wortgeschichte und Etymologie zuwenden wird; solange wird man auf die Leistungen jener drei Gießener Wörterbuchleute angewiesen bleiben.

Der erste von ihnen, Friedrich Ludwig Karl Weigand, wurde 1804 in Niederflorstadt in der Wetterau geboren. In einer Art zweiten Bildungswegs kam er erst 1830 zum Studium der Theologie in Gießen. Schon früh begann er mit lexikographischen Arbeiten; so sammelte er seit 1825 Material für ein Mundartwörterbuch der Wetterau, veröffentlichte seit 1828 in der „Allgemeinen Schulzeitung“ Beiträge zur deutschen Synonymik und beschäftigte sich mit dem Wörterbuch von Alberus, das er in der Mainzer Bibliothek im Original vorfand, und althochdeutschen Autoren wie Otfrid, Notker, Tatian u. a. während seiner Hauslehrertätigkeit in diesen Jahren. Einer seiner Gießener Universitätslehrer war Schmitthenner, dessen „Kurzes deutsches Wörterbuch für Etymologie, Synonymik und Orthographie“ (1. Aufl. 1834, 2. Aufl. 1837) er neu herausbringen sollte. Friedrich Jakob Schmitthenner, geb. 1796, gest. 1850, war damals als Professor für Geschichte an der Gießener Universität tätig und beschäftigte sich schon

seit längerem mit der historischen wie allgemeinen Sprachwissenschaft, wozu er zwischen 1825 und 1835 eine Reihe von Arbeiten veröffentlicht hatte; dazu setzte er sich für den deutschen Sprachunterricht in den Schulen auf historischer Grundlage ein, wofür er selbst entsprechende Lehrbücher schrieb. Vorübergehend in der Schulverwaltung tätig, wirkte er dann wieder seit 1835 in Gießen als Professor für Staats- und Kameralwissenschaften, 1836/37 als Rektor. In allen diesen Stellungen war sein Einfluß auf Weigands Karriere bedeutend.

Obwohl Weigand den Wunsch hatte, Landpfarrer zu werden, übernahm er nach vorübergehender Hauslehrertätigkeit eine Lehrerstelle an der neugegründeten Realschule in Michelstadt; von hier aus reichte er dann eine Probe seines „Handbuchs der sinnverwandten Wörter der deutschen Sprache“ 1836 zur Erlangung der Doktorwürde in Gießen ein. Im darauffolgenden Jahr wurde er in Gießen Lehrer für Religion, deutsche Sprache und Geschichte an der dort neugegründeten Realschule, deren Leiter er später für über zehn Jahre sein sollte. 1849 richtete er ein Gesuch an die Philosophische Fakultät mit der Bitte um die Erteilung einer *venia legendi* in deutscher Sprachwissenschaft und Literatur mit Dispens des Habilitationsverfahrens. Dies wurde ihm unter Berücksichtigung seiner bisherigen wissenschaftlichen Arbeit, insbesondere seines inzwischen erschienenen „Wörterbuchs der deutschen Synonymen“, Mainz 1843, und seiner zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten gewährt. Am 2. Mai 1849 begründete er als erster akademischer Dozent mit einer Vorlesung über „Geschichte der deutschen Sprache“ das Fach Germanistik in Gießen. Der von der damaligen nationalen Begeisterung getragene Zustrom an Hörern sollte bald wieder verebben; jahrelang saßen kaum ein Dutzend Zuhörer, darunter sol-

che, die bereits im Beruf standen, in seinen Vorlesungen. Erst als Deutsch Prüfungsfach geworden war, stieg die Zahl seiner Hörer „auch öfters bis über zwanzig“, was bei der damaligen Gesamtzahl der Studierenden von seinem Biographen, einem ehemaligen Schüler, als eine hohe Zahl bezeichnet wird. Immerhin mußten im Sommer 1868 die Vorlesungen ausfallen, weil es an der gesetzlichen Mindestzahl von Hörern fehlte; für unsere heutigen Germanisten eine unvorstellbare Situation! Von dieser mehr als bescheidenen Entwicklung des neugegründeten Faches ließen sich aber weder sein Vertreter noch die Universitätsbehörden entmutigen, denn seinem Gesuch um Ernennung zum außerordentlichen Professor wurde 1851 stattgegeben. Als er 1867 die Fortführung des Grimm'schen Wörterbuchs übernahm, wurde er zum Ordinarius ernannt und vom Amt des Schuldirektors entbunden. Bis kurz vor seinem Tode 1878 wirkte Weigand, obwohl in den letzten Jahren ernsthaft erkrankt, fast ohne Unterbrechung als Forscher und Universitätslehrer.

Von seinen Forschungsleistungen sind die auf dem Gebiete der deutschen Lexikographie von bleibendem Wert. Da sind zunächst Materialien und Deutungen zum oberhessischen Wortschatz, die später z. T. aus dem Nachlaß in das „Oberhessische Wörterbuch“ von Wilhelm Crecelius (Darmstadt 1897–99, Neudruck 1966) eingegangen sind. Vieles wurde schon früh in Schul- und Kirchenzeitungen sowie populären Wochenschriften veröffentlicht.

Ganz sein Eigentum ist das über lange Jahre vorbereitete „Wörterbuch der deutschen Synonymen“, das in drei Bänden in Mainz 1840–43 in erster Auflage und 1852 in zweiter Auflage erschien. Es wurde aber bald verdrängt durch ein umfassenderes Werk, das Weigand 1852 in Angriff nahm, nämlich „Ein kurzgefaßtes handliches deutsches Wörterbuch“, das „Betonung,

Biegung, Rechtschreibung, Gebrauch, Hauptbegriffe und Etymologie“ enthalten sollte. Der Gießener Buchhändler Ricker machte ihm aber dann den Vorschlag einer Neuausgabe von Schmitthenners Wörterbuch, dessen Autor 1850 verstorben war. Weigand übernahm diese Aufgabe, und obwohl er weit über Schmitthenner hinausging, brachte er sein „Deutsches Wörterbuch“ noch mit dem Untertitel „3. völlig umgearbeitete Auflage von F. Schmitthenner's kurzem deutschem Wörterbuche“ (Gießen 1857–71) heraus. Gleich nach Abschluß nahm sich Weigand die zweite Auflage (1872–76) vor. Eine dritte Auflage erschien in Gießen 1878. Während des Druckes der vierten verstarb der Verfasser, aber man fand noch zahlreiche Notizen in seinem Nachlaß, die für die fünfte Auflage benutzt werden konnten, von der später die Rede sein soll.

Die rasche Folge der Wiederauflagen nach der langen Anlaufzeit der ersten Auflage spricht für eine positive Aufnahme des Werkes durch ein breiteres Publikum. Offenbar kam es der damaligen Situation der deutschen Lexikographie entgegen. Einerseits schwanden die Hoffnungen auf eine baldige Vollendung des Grimm'schen Wörterbuches immer mehr, andererseits war es vom Umfang wie auch von dem angestrebten sprachwissenschaftlichen Interesse geeignet, die bestehende Kluft zu überbrücken. Jedenfalls gefiel dem Göttinger Germanisten Edward Schröder „der alte Weigand“ entschieden besser als die spätere Neubearbeitung, die die Etymologie viel zu sehr in den Vordergrund treten lasse. Weigand habe dagegen mehr Auskunft „über das Alter der Wortformen und Wortbedeutungen, wo nötig über ihre lokale Herkunft und Heimat sowie über mundartliche Abwandlungen in Form und Gebrauch“ gegeben. Der hier apostrophierte Bearbeiter Herman Hirt hebt seinerseits lobend hervor, daß Weigand „au-

ßer auf die Etymologie besonderes Gewicht darauf gelegt hat, das erste Auftreten eines Wortes nachzuweisen“, dazu als weiteren Vorzug die genaue Angabe der Bedeutung des Wortes. Nach dessen Meinung ist trotz einiger Modifikation in beiden Punkten „die neue Auflage des Weigand eben doch der Weigand geblieben“. Auch an anderer Stelle (Hirt, Etymologie der neuhochdeutschen Sprache, ²1921, S. 70) werden von ihm die Vorzüge des Weigand herausgestellt; sie sollten nach den Absichten der Bearbeiter in der Neuausgabe bewahrt bleiben, die Weigands Leistungen durchaus zu schätzen wußten. Die Mitarbeit Weigands am Grimm'schen Wörterbuch ist vielleicht nicht so bekannt geworden, wie sie es verdient hätte. Schon im März 1840 bedankt sich Jacob Grimm für die Übersendung von Exzerpten aus Alberus und den mundartlichen Sammlungen. Als die Brüder Grimm 1852 im Literarischen Centralblatt beklagten, daß sie bei Sprachwissenschaftlern „bisher keine wirksame Unterstützung gefunden“ hätten, übersandte ihnen Weigand alsbald einige Beiträge, die dankbar angenommen wurden, wie alle weiteren, die Weigand bis zum Tode Jacob Grimms unermüdlich lieferte. Schon in der Vorrunde zum ersten Band des Wörterbuches wird Weigand als einer „der (fünf) fleißigsten der Fleißigen“ genannt; ebenso wird seine Mitarbeit in der Vorrede zum zweiten Band hervorgehoben. Nun schickte Weigand unermüdlich Zettel mit Auszügen aus Alberus, dem „Vocabularium Teutonicum“ von 1482 und anderen seltenen Schriften des 15. bis 18. Jhs.; er erforschte dafür die Archive und Bibliotheken und warb unter seinen Schülern weitere Mitarbeiter. Der Briefwechsel zwischen den Brüdern Grimm und Weigand läßt erkennen, welche Bedeutung die Mitarbeit Weigands für sie hatte. Obwohl Weigand schon 1837 mit Jacob Grimm korrespondierte, sahen sich beide

erst im Juni 1848 in Frankfurt, wo sich Grimm als Mitglied der Deutschen Nationalversammlung aufhielt. Ihre Freundschaft endete nicht mit dem Tode Jacob Grimms 1863, zu dessen Beerdigung Weigand die Reise nach Berlin auf sich nahm, sondern lebte fort in der Vollendung des von Grimm unabgeschlossen zurückgelassenen Bandes F des Wörterbuches (bis Frucht), nachdem Grimm öfters im Gespräch Weigand als den zur Fortführung des Werkes Geeignetesten bezeichnet hatte. Obwohl Weigand damals noch an dem dritten und letzten Bande seines eigenen Wörterbuches arbeitete (erschienen 1873), gelang es ihm, vier Lieferungen des Grimm'schen Wörterbuches in den Jahren 1866–72 herauszubringen.

Dennoch mußte er sich Vorwürfe der Tagespresse wegen Verzögerung der Wörterbucharbeit gefallen lassen. Als er 1872 dann den Buchstaben F vollendet hatte, machte er sich sogleich an die Ausarbeitung des Buchstabens S, soweit hatte man damals die Arbeit schon geplant. Er konnte aber wegen anderer Belastungen und der Verschlechterung seines Gesundheitszustandes hierfür nicht mehr allzuviel tun; die Freistellung vom Schuldienst, die 1867 bewilligt wurde, damit er sich der Fortführung des Grimm'schen Wörterbuches ganz widmen konnte, kam viel zu spät. Er selbst schrieb in einem Brief an Lorenz Diefenbach, dem verdienstvollen Verfasser des „Hoch- und niederdeutschen Wörterbuchs der mittleren und neueren Zeit“ (1885), mit dem er ebenfalls seit vielen Jahren befreundet war, „wenn ich früher hätte meine ganze Kraft der Wissenschaft widmen können, wie mir dies seit einigen Jahren möglich ist, wieviel hätte ich fertigbringen wollen!“ Der letzte Teil des von Weigand geplanten Buchstabens S des Grimm'schen Wörterbuches erschien schließlich 1957 (X, III Stob-Stollen), also beinahe 80 Jahre nach seinem Tod 1878.

Der zweite Gießener Wörterbuchmann ist Alfred Götze. In Leipzig 1876 geboren, studierte er zunächst in Heidelberg, dann wieder in seiner Heimatstadt, wo er bei Eduard Sievers mit einer grammatischen Arbeit „Zur Geschichte der Adjektiva auf -isch“ 1899 promovierte. Er trat dann in Freiburg in den Bibliotheksdienst ein, wo er sich neben seiner Tätigkeit als Bibliothekar besonders der Erforschung des Frühneuhochdeutschen annahm. Aus dieser Arbeit gingen mehrere Werke hervor, wovon hier nur sein „Frühneuhochdeutsches Glossar“ (1. Aufl. 1912) genannt sein soll. Götze hoffte damit, Theologen und Historikern wie Philologen bei der Lektüre der Texte vom Ende des 15. bis etwa zur Mitte des 17. Jhs. Hilfe zu bieten. Das Ganze ist unmittelbar aus den Quellen geschöpft, wenn auch der Zweck des Buches (es erschien in Lietzmanns Kleinen Texten für Vorlesungen und Übungen) die Angabe der Fundstellen nicht erlaubte. Da erst in unseren Tagen unter Leitung von Otto Reichmann in Heidelberg ein frühneuhochdeutsches Wörterbuch mit recht weitgehenden und hohen Ansprüchen in Angriff genommen worden ist, wird man auf es, neben Diefenbach-Wülckers „Hoch- und niederdeutsches Wörterbuch der mittleren und neueren Zeit“, noch eine Weile zurückgreifen müssen.

Inzwischen war Götze in Freiburg 1906 zum Privatdozenten für deutsche Philologie und 1912 zum außerordentlichen Professor an der Freiburger Universität ernannt worden. Dort trat er in Verbindung zu Friedrich Kluge, dessen Mitarbeiter am „Etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache“ er von der 7. Auflage 1910 an wurde, das er nach Kluges Tod 1926 übernahm und als 11. Auflage (unverändert bis zur 14. Auflage 1948) mit Unterstützung von Wolfgang Krause erneuernd und ergänzend fortführte. In diesen Jahren wurde er auch als Mitarbeiter am Grimm-

'schen Wörterbuch tätig, wofür er sieben Lieferungen des 14. Bandes (Weh-Weisheit) von 1911 bis 1937 beisteuerte. Nach seiner Berufung 1925 zum ordentlichen Professor nach Gießen als Nachfolger von Otto Behagel (dessen Vorgänger Wilhelm Braune war), faßte er den Plan eines deutschen Wörterbuches, bei dem die Wortgeschichte im Vordergrund stehen sollte. Diese Forschungsrichtung war von Kluge mit seiner 1901 begründeten „Zeitschrift für deutsche Wortforschung“ ins Leben gerufen worden, worin Götze bis zum 14. Bande eine ganze Reihe wichtiger und richtungsweisender Artikel veröffentlicht hatte.

Dieses Wörterbuch, das mit einer Auswahl von interessanten und lohnenden Artikeln sich an breitere Kreise richten sollte, erhielt als „Trübners Deutsches Wörterbuch“ den Namen des Straßburger Verlegers Dr. Karl Trübner, dessen Verdienste um die Pflege der „Sach- und Wortgeschichte“ damit gewürdigt werden sollten. Wie Götze im Vorwort schreibt, „will das Werk den deutschen Wortschatz nicht erschöpfen, sondern in gewissenhafter Auslese die sprachgeschichtlich anziehenden und kulturgeschichtlich bedeutsamen Wortgeschichten ausheben.“ Man nahm bewußt den Plan eines „Hausbuches für das deutsche Volk“ der Brüder Grimm auf, der insoweit auch verwirklicht wurde, als das Werk tatsächlich eine Lektüre einzelner Artikel gestattet und alles andere als ein trockenes Nachschlagewerk ist. Der Durchführung des Plans kam man durch eine 1934 begründete „Arbeitsgemeinschaft für deutsche Wortforschung“ näher, die die Arbeit auf ihre Mitglieder nach einer gedruckten Stichwortliste verteilte. Auch wurden für die einzelnen Buchstaben verantwortliche Schriftleiter bestimmt, so Götze für den Buchstaben A.

Nach der dem Band I (erschienen 1939) beigefügten Stichwortliste hat Götze ein

gutes Drittel der Wortartikel selbst geliefert; ihm folgt Max Gottschald mit einem etwas geringeren Anteil und mit Abstand Wolfgang Stammler noch vor allen übrigen Mitarbeitern. Götze zeichnete als verantwortlicher Herausgeber für das gesamte Wörterbuch auf der Titelseite. Der dritte Band (G, H) erschien als erster im Dezember 1938; der als schwierigster Teil des ganzen Werkes bezeichnete erste Band (A, B) im März des folgenden Jahres. Man hatte geglaubt, Ende 1939 die Hälfte des gesamten Werkes vorlegen zu können, da die Arbeit schon bis zum Buchstaben L (Bd. 4) im Gange war. Der zweite Band (C–F) konnte immerhin 1940 erscheinen. Nach dem Mitarbeiterverzeichnis hat Götze etwa 50 Artikel davon verfaßt; der Löwenanteil gehörte diesmal Max Gottschald mit ca. 350 Stichwörtern. Ganz ähnlich ist das Verhältnis zwischen den Beiträgen von Götze und Gottschald im dritten Bande (G–H). Der vierte Band (I–N) kam wegen der Kriegszeit erst 1943 heraus.

In der gleichzeitig geschriebenen Vorrede, die Götze, Gottschald und Günter Hahn unterzeichnet haben, wird mitgeteilt, daß das Wörterbuch seit 1942 unter die Wörterbücher der Deutschen Akademie aufgenommen wurde und daß trotz der schwierigen Verhältnisse „die Arbeit... flott vorangehen konnte, weil die Mitarbeiter mit unermüdeter Treue zum Werk stehen“. Allerdings werden sie nicht mehr wie bisher in einer Stichwortliste aufgeführt, so daß sich der Anteil Götzes an den Artikeln nicht mehr erkennen läßt. Der Rest des Werkes, die Bände 5 (O–R), 6 (S), 7 (T–V) und 8 (W–Z) konnten erst in den Jahren 1954 bis 1957 erscheinen. Auf dem Titel liest man nunmehr: begründet von A. Götze in Zusammenarbeit mit Ed. Brodführer und A. Schirmer, hrsgg. von Walther Mitzka. In Band 5 erfährt man in einem kurzen, vom Verlag gezeichneten Vorwort, daß dieser die noch von Götze betreuten Buch-

staben O, P, Q mit Mitzkas Lieferungen zu R enthält. Die restlichen Bände haben kein Vorwort mehr; hierin dürften auch kaum noch Beiträge von Götze enthalten sein. Es bleibt Götzes Verdienst, dieses bis heute unersetzte und wohl auch schwer ersetzbare wortgeschichtliche Lexikon des Deutschen begründet und mit Zähigkeit vorangetrieben zu haben. Daß seit seiner Konzeption 1926 und dem Erscheinen des letzten Bandes 1957 über 30 Jahre vergangen sind, ist ihm am wenigsten anzulasten. Wenn auch der Anteil der eigenen Beiträge Götzes später nicht mehr so groß war wie im ersten Bande, so ist er doch früh zu der Einsicht gekommen, daß ein solches Werk durch einen Einzelnen nie vollendet werden kann. Daher entschloß er sich bald zum Aufbau eines heute so viel gepriesenen Teamworks, das auch tatsächlich funktionierte. Dies wiederum ist seiner Zähigkeit und auch manchmal unnachsichtigen Strenge zu danken; denn nach seinen eigenen Worten hatte er „es fast nur mit Bummlern zu tun, von denen man nur etwas bekommt, wenn man schreibt: ‚Wenn ich Ihren Beitrag bis Dienstag nicht habe, schreibe ich ihn selbst‘, dann kommt er am Mittwoch oder Donnerstag“. Nur so war es möglich, daß bereits ein Dutzend Jahre später die ersten Bände (1–3) erschienen und daß, wenn man die Kriegsjahre abzieht, etwa im gleichen Zeitraum der verbleibende Teil des Werkes abgeschlossen werden konnte. Bis zu seinem Tode 1946 war das Werk schon bis zum Buchstaben Q in der Vorbereitung gediehen. So kam es elf Jahre später zur Vollendung des Ganzen, und das war nur möglich, weil die folgenden Herausgeber über einen Apparat verfügen konnten, den Götze aufgebaut hatte.¹

Der dritte Gießener Lexikograph ist Herman Hirt, der 1865 in Magdeburg geboren wurde und ähnlich wie Götze in Leipzig und Freiburg i. Br. sein Studium absolvier-

te. Er interessierte sich schon früh für vergleichende indogermanische Sprachwissenschaft und studierte dieses Fach bei den großen junggrammatischen Schulhäuptern Karl Brugmann und Albert Leskien; dann galt sein besonderes Interesse dem Germanischen, in das er durch Friedrich Zarneke und Eduard Sievers eingeführt wurde. Zu seinen engsten Studienfreunden gehörten namhafte Germanisten wie Victor Michels und Wilhelm Streitberg. 1889 promovierte Hirt mit „Untersuchungen zur westgermanischen Verskunst“; 1891 habilitierte er sich mit einer Arbeit über indogermanische Akzentfragen, die sich mit den Akzentuationen des Germanischen insbesondere beschäftigen, ein Thema, das Hirt immer wieder aufgreifen sollte. Das gesamte Germanische erfaßte er später in einer historisch-vergleichenden Grammatik mit dem Titel „Handbuch des Urgermanischen“ (3 Teile, 1931–34). Sie ist bis heute noch nicht ersetzt, insbesondere hinsichtlich des dritten Teils „Abriß der Syntax“. Innerhalb des Germanischen galt Herman Hirts Liebe ganz besonders dem Deutschen. Schon 1909 veröffentlichte er eine umfangreiche Darstellung der „Etymologie der neuhochdeutschen Sprache“. Er wollte damit den Deutschlehrern an höheren Schulen ein praktisches Handbuch liefern; sein Anklang läßt sich daran ermessen, daß 1921 eine zweite Auflage erschien, die 1968 unverändert nachgedruckt wurde. Von gleicher Tendenz und gleichem Erfolg war Hirts „Geschichte der deutschen Sprache“, die 1919 in erster, 1925 in zweiter Auflage (Nachdruck 1968) herauskam.

Hirt wurde 1912 von Leipzig, wo er zunächst Privatdozent, seit 1896 außerordentlicher Professor war, nach Gießen als ordentlicher Professor für Vergleichende Sprachwissenschaft und Sanskrit berufen. Noch in seiner Leipziger Zeit, die für Hirt nach seinen eigenen Worten wirtschaftlich schwierig war, wurde er mit der Neuausga-

be von Weigands Deutschem Wörterbuch, der fünften Auflage nunmehr, beauftragt. Sie war zunächst von Karl von Bahder offenbar bald nach dem Erscheinen der vierten Auflage, deren Abschluß Weigand selbst nicht mehr erlebte, übernommen worden. Von Bahder mußte 1896 aus Gesundheitsgründen die Arbeit aufgeben, die er immerhin bis zum Stichwort „Flecken“ hatte voranbringen können. Die Fortführung lag dann in Händen eines Mitarbeiters des Deutschen Wörterbuches, Karl Kant, der unter Auslassung des Buchstaben P bis zum Stichwort „stark“ kam. Auf von Bahders Wunsch wurde Hirt 1902 zunächst verpflichtet, den etymologischen Teil des Werkes durchzusehen und zu ergänzen. Als nun Kant noch während des Satzes zurücktrat, sprang Hirt in die Bresche und übernahm die Herausgabe und Fertigstellung des Werkes allein.

In wenigen Jahren gelang es Hirt, die Neuausgabe, die zunächst in einem Band geplant war, in zwei Bänden 1909 bis 1910 fertigzustellen. Der öffentlichen Anerkennung seiner gewaltigen Arbeitsleistung widersprach Hirt im Vorwort, indem er hervorhob, daß das Wörterbuch nach wie vor im wesentlichen das Weigands geblieben sei. Mit Recht erklärt er dort, „das Nacharbeiten und Durcharbeiten des fertigen Manuskriptes (d. h. von v. Bahder und Kant) ist jedenfalls mühsamer und undankbarer gewesen als die eigne Arbeit sein wird.“ Außer daß er am zweiten und letzten Drittel noch manches zu feilen und zu ändern gehabt habe, erfährt man von Hirts eigener Leistung durch ihn selbst nichts. Dafür hebt er alle die Vorzüge des Weigand hervor, die man heute noch an ihm schätzt: die Angabe von Erst- und Frühbelegen außer der Etymologie; allerdings gibt Hirt zu, daß er nicht alles hat nachweisen können, was er aus den früheren Auflagen hierzu vorfand. Aber schon das Bemühen darum ist anerkennenswert.

Dazu wurde die Wortbedeutung angegeben, aber noch nicht die Bedeutungsentwicklung dargeboten. Dies stellt Hirt ausdrücklich als einen Mangel heraus, dem aber in Zukunft begegnet werden könnte, da hier die Forschung noch in Bewegung sei.

Er konnte damals noch nicht wissen, daß sein jüngerer Gießener germanistischer Kollege Götze erst 20 Jahre später ein solches Unternehmen für das Deutsche in Angriff nehmen würde. Auf der anderen Seite wurde bei der Rückführung auf frühere Sprachen auf „die so beliebten allgemeinen Bedeutungen der Wurzeln“ mit Recht verzichtet. Aber nicht nur für seine Zeit, sondern bis in unsere Tage hat sich dieses Wörterbuch durch die Konzeption Weigands und die Fortführung und Vollendung durch Hirt in der deutschen Lexikographie behaupten können, wie der unveränderte Nachdruck von 1968 deutlich macht. Ein Vergleich mit dem Kluge-Götze zeigt, daß der Weigand-Hirt in nicht wenigen Stichwörtern überlegen ist. Es ist nicht verständlich und nicht mehr aufzuklären, warum bei den zahlreichen Bearbeitungen des einen Werkes das andere anscheinend so wenig konsultiert wurde (obwohl es im Literaturverzeichnis aufgeführt ist). Dabei haben zwei der Bearbeiter beider Wörterbücher eine zeitlang an derselben Universität gelehrt: Götze seit 1925, Hirt bis zu seinem Tode 1934.

Vielleicht ist damit die Erforschung der deutschen Etymologie und Wortgeschichte in Gießen noch nicht zu ihrem Ende gekommen. Seit einigen Jahren arbeitet der Verfasser dieses Berichtes an einem solchen Forschungsprojekt. Dafür wurden umfangreiche Bibliographien und Materialsammlungen angelegt, Mittel für wissenschaftliche Hilfskräfte und Buchanschaffungen durch die Universitätsverwaltung bereitgestellt. Es ist beabsichtigt, die Vorzüge der drei, wenn man so sagen darf,

Gießener Wörterbücher bzw. Bearbeitungen, die hier vorgeführt worden sind, nach Möglichkeit zu vereinigen: Die Etymologie des Kluge-Götze, die natürlich auf den neuesten Stand gebracht werden mußte, insbesondere was die übrigen indogermanischen Sprachen betrifft, bei denen gerade in der Nachkriegszeit hier beträchtliche Fortschritte gemacht wurden; dazu die Wortgeschichte des Trübner(-Götze) und die knappe und doch übersichtliche Fassung des Weigand-Hirt mit seiner Nennung von Erst- und Frühbelegen. Bei der Abfassung der Artikel des Buchstabens A erwies sich doch bald das langsame Vorkommen der Neubearbeitung des Grimmschen Wörterbuches (von 1965–81 kam man bis „Ackerteil“) als ein schweres Handikap. Schon Götze hatte die Bearbeitung der ersten Buchstaben des Alphabets als den schwierigsten Teil bezeichnet; und Herman Hirt hatte bereits zu Beginn unseres Jahrhunderts gefordert, die Neubearbeitung der Buchstaben A–F des Wörterbuchs der Brüder Grimm endlich in Angriff zu nehmen.

Es soll dennoch in absehbarer Zeit der Buchstabe A als Probe und Anregung eines zeitgemäßen etymologischen und historischen Wörterbuchs des Deutschen vorgelegt werden. Man hofft damit, das Interesse und die Unterstützung der Fachgenossen zu wecken; zeigen doch die Gießener Erfahrungen, daß solche Werke selten von einem Einzelnen haben zu Ende geführt werden können. Von da wissen wir aber auch, daß es sich lohnt, einen Anfang zu machen und Richtungen zu weisen.

Anmerkung

¹ Nach L. E. Schmitt (s. Quellennachweis zu Götze, S. 22) ist es den Vollendern A. Schirmer und W. Mitzka nur in den nach 1946 gedruckten Bänden möglich gewesen, die Belege zu entnazifizieren. Der Verlag hat durch seinen unveränderten Nachdruck des Ganzen dies für die ersten Bände in unverantwortlicher Weise versäumt.

Literatur

Zu Schmitthenner:

Schröder, Edw.: Schmitthenner. In: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 32 (Leipzig 1891), S. 48–50. Siehe auch: Kröger, K.: Friedrich Schmitthenners Bedeutung für die deutsche Staatsrechtslehre. In: Festschrift für Erwin Stein zum 80. Geburtstag. Bad Homburg v. d. H. 1983, S. 171–180.

Zu Weigand:

Bindewald, O.: Zur Erinnerung an F. L. K. Weigand. Gießen 1879.
Schröder, Edw.: In: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 55 (Leipzig 1910), S. 360–363.
Schoof, Wilh.: Karl Weigand und das Grimmsche Wörterbuch. In: Germ.-rom. Monatsschrift 26 (1938) S. 220–232.

Zu Götze:

Schmitt, Ludw.: Alfred Götze (1876–1946) als Germanist in Leipzig, Freiburg und Gießen mit Schriften- und Doktorandenverzeichnis von Friedrich Stroh. (Beiträge zur dt. Philologie Bd. 50), Gießen 1980. – Dazu: H. Ramge. In: JLU-Forum 2/81 v. 15. April 1981, S. 16
Spanner, W.: Alfred Götze. In: JLU-Forum Nr. 61, Mai/Juni 1976, S. 17.

Zu Hirt:

Neumann, G.: Hirt. In: Neue deutsche Biographie, Bd. 9 (1972), S. 235 f.
Hiersche, R.: Herman Hirt (1865–1936). In: Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Marburg 1982.

Philips
forscht, entwickelt,
produziert
in Deutschland

Beispiel: Display-Technik

Magneto- optische Informations- Speicherung

Eine neue Displaytechnik für Datensichtgeräte ist Gegenstand eines Projektes, das vom Philips Forschungslaboratorium Hamburg betrieben und vom Bundesministerium für Forschung und Technologie gefördert wird.

Ein wesentlicher Vorteil der neuen Display-Technik liegt in der Speicherfähigkeit einer magneto-optischen Schicht. Jedes eingeschriebene Bild bleibt auch nach Abschalten der Stromversorgung beliebig lange erhalten, solange es nicht bewußt gelöscht wird. Das erzeugte Bild ist daher flimmerfrei, so daß ein sehr ruhiger und angenehmer Bildeindruck entsteht.

Grundlage der neuen Technik sind matrizenförmige Lichtsteuerkomponenten; zu ihrer Ansteuerung ist eine große Zahl von Leiterbahnen erforderlich, die auf einer flexiblen Anschlußplatine angeordnet sind.

PHILIPS

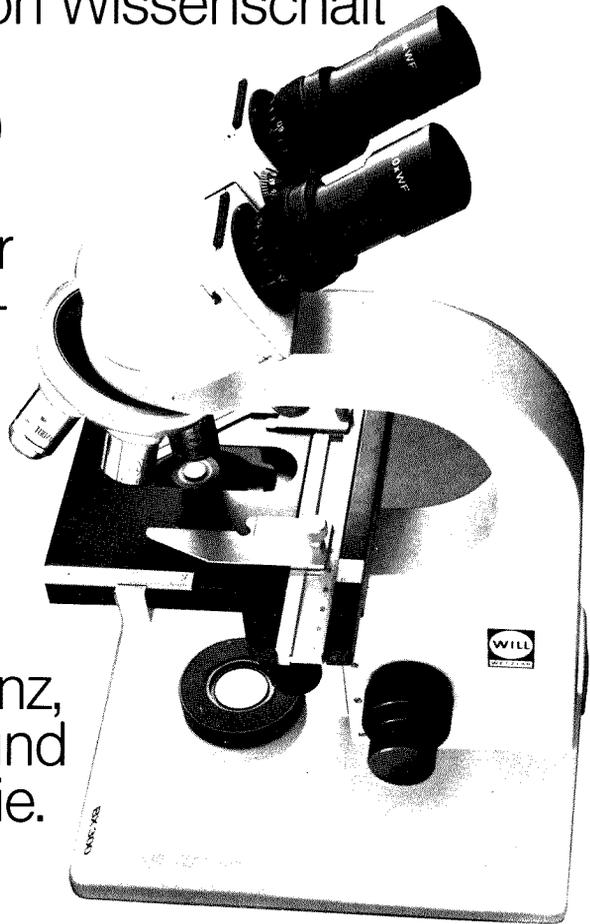


WILL-Mikroskope

im Dienste von Wissenschaft
und Medizin

BX 300

das Labor-
Mikroskop für
Routineunter-
suchungen
im Hellfeld,
Phasenkon-
trast und
Dunkelfeld.
Ausbaufähig
für Fluoreszenz,
Polarisation und
Mikrofotografie.
Wir bieten
deutsche
Wertarbeit zu vernünftigen Preisen.



Ausführliche Unterlagen senden wir Ihnen gerne zu.



WILL WETZLAR GMBH · Optische Werke
Postfach 21 01 40 · Wilhelm-Will-Straße 7
6330 Wetzlar 21 Nauborn
Tel. 0 64 41/2 30 71-74 · Telex 4 83 839 willd

Anfragen und Prospektanforderungen richten Sie bitte an Abteilung 27

Martin Schlepper

Kompensationsmechanismen bei der koronaren Herzerkrankung

– Pathologische und psychische Anpassungsvorgänge – *

Ein Mensch, der unter einer Krankheit leidet, ein Patient also, wird seine Zuflucht zu Gegenäußerungen und damit zu Kompensations- und Adaptationsvorgängen suchen, um den Leidensdruck zu vermindern. Solche Vorgänge betreffen primär das Subjekt selbst, können aber schon regulierend in die gestörte Physiologie des Menschen eingreifen, ohne dem Kranken selbst unmittelbar bewußt zu werden.

Beim zunächst unbeeinflussten Patienten wird sich die subjektive Antwort nach den Symptomen der Krankheit richten, eine mögliche objektive Neuausrichtung aber nach den krankheitseigenen pathophysiologischen Veränderungen.

Definiert man Symptom als die durch Krankheit ausgelösten subjektiven Empfindungen eines Patienten, so ist Leitsymptom der koronaren Herzerkrankung die Angina pectoris.

Die Fähigkeit, diesen Schmerz zu erleiden, ist offenbar dem Menschen von frühester Kindheit eigen, denn Säuglinge, bei denen eine Kranzarterie infolge falschen Ursprunges sauerstoffarmes Blut zum Herzen bringt, zeigen beim Trinken, also bei Anstrengung, Äußerungen des Schmerzes, die mit einer Erhöhung der Herzschlag- und Atmungsfolge, mit Blässe und Schwitzen einhergehen und die von entsprechenden EKG-Veränderungen begleitet sind. Sie gleichen insofern den Angina pectoris-Anfällen des Erwachsenen.

Erstaunlicherweise lassen sich im Tierexperiment Angina pectoris-Schmerzen nicht reproduzierbar auslösen.

Konditionierte Hunde, denen ein kleines Flußmeßgerät an eine Kranzarterie operiert worden ist, und bei denen von außen her unbemerkt die Durchblutung der Kranzarterie gedrosselt werden kann, können so abgerichtet werden, daß sie zu Beginn eines Versuches schläfrig sind oder unter Umständen sogar einschlafen. Wird in einem solchen Zustand, ohne daß der Hund es wahrnimmt, die Koronardurchblutung kritisch vermindert, dann steigt der Druck in der linken Herzkammer an, und es werden entsprechende EKG-Veränderungen registriert, wie sie für die Sauerstoffnot des Herzens typisch sind. Trotz dieser Sauerstoffnot werden Schläfrigkeit oder Schlafen des Hundes nicht gestört, was dafür spricht, daß das Tier keinen Schmerz empfindet. Gegen die Deutung eines solchen Experimentes wäre einzuwenden, daß durch die vorangegangene Operation afferente Nerven für die Schmerzleitung zerstört wurden und das Tier deshalb keinen Schmerz verspürt. Andererseits erleiden Menschen, die sich einer ähnlich eingreifenden Operation, wie sie in der Herzchirurgie durchgeführt wird, unterzogen haben, dennoch Angina pectoris. Es bleibt also die Frage offen, ob die Angina pectoris bei einer nur den Menschen befahlenden Spontanerkrankung auch ein spezifisches menschliches Wahrnehmungs- und Verarbeitungsmuster viszeraler Schmerzen darstellt.

Die Phänomenologie der Angina pectoris wirft mehr Fragen auf, als sie beantwortet.

* Festvortrag aus Anlaß der Akademischen Feier der Justus-Liebig-Universität, gehalten am 27. November 1981 in Gießen.

Jedem Angina pectoris-Anfall liegt ein Mißverhältnis von Sauerstoffangebot zu Sauerstoffverbrauch am Herzen zugrunde. Das Schmerzgeschehen bei stabiler Angina pectoris weist bestimmte generelle Formen auf.

- 1) Anfang und Ende eines solchen Schmerzes beginnen plötzlich.
- 2) Die Schmerzdauer ist nach Minuten bemessen.
- 3) Die Schmerzlokalisierung ist stets gleich.
- 4) Es sind bekannte Auslösefaktoren zu eruieren.
- 5) Der Schmerz spricht ebenfalls in Minuten auf bestimmte Arzneimittel wie Nitratverbindungen an.

Die Lokalisation des anginösen Schmerzes weist aber bereits erhebliche Variationen auf. Er ist meistens neben oder hinter dem Brustbein lokalisiert. Bekannt ist die Lokalisation im linken Arm, aber auch Schmerzen im Hals, hinter den Ohren oder am Hinterkopf sind typische Angina pectoris-Lokalisationen, wie auch Schmerzen im Kiefer.

Der exakte Mechanismus der Schmerzentstehung im Herzmuskel ist nicht geklärt. Ob während der Sauerstoffnot die Umschaltung auf anaeroben Stoffwechsel mit Milchsäureproduktion und die Erniedrigung des myokardialen pH-Wertes, wie z. B. bei der Überanstrengung der Skelettmuskulatur, oder das Freiwerden von Kininen und Prostaglandinen den Schmerz auslösen, wird diskutiert. Es kann davon ausgegangen werden, daß die im Herzen entstehenden Schmerzreize stets über gleiche afferente Wege den Strukturen im Rückenmark zugeleitet werden und daß sie von dort die thalmo-corticalen Schmerzfelder im Gehirn erreichen. Vom Kranken werden sie aber in herzferne Körperregionen projiziert, und für diese Projektion könnte verantwortlich sein, daß afferente viscerale und somatische Nervenfasern in den gleichen Rezeptorzellen des Tractus

spinothalamicus enden, so daß viscerale Schmerzreize so empfunden werden, als ob sie gleichen Ursprungs wie somatisch vermittelte Reize aus der Körperperipherie wären. Die Umschaltung zur Lokalisation wäre damit ein spinales, auf das Rückenmark beschränktes Problem, während Wahrnehmung und Empfindung ein thalamo-corticales Geschehen voraussetzen. Daraus könnte gefolgert werden, daß Reize aus identischen Myocardbezirken auch bei verschiedenen Patienten ein gleiches Lokalisationsmuster erzeugen würden. Dies ist nicht der Fall.

Aus routinemäßig angefertigten Gefäßdarstellungen wurden die Befunde solcher Patienten ausgewählt, die unter Belastung eine reproduzierbare, stets gleich lokalisierte Angina pectoris-Symptomatik hatten. Von 15 Patienten mit identischem Gefäßbild und einer Stenose des vorderen absteigenden Astes der linken Kranzarterie hatten zwar 10 eine vorwiegende Schmerzlokalisierung in der linken Körperseite, jedoch waren Ausmaß der Schmerzausbreitung und Verteilungsmuster dennoch total verschieden, und sechs Patienten mit einer Stenose der rechten Kranzarterie zeigten ein individuelles Schmerzmuster, das es nicht erlaubte, Unterschiede zu machen. Das macht erklärlich, warum der Patient den Angina pectoris-Anfall zunächst nicht auf sein Herz bezieht (Abb. 1).

Welches die bahnenden Einflüsse für eine solche individuell ausgeprägte Lokalisation sind, ist nicht bekannt und auch nicht entsprechend untersucht. Nur in einigen Fällen sind Zusammenhänge deutlich, wenn z. B. bei sog. Verkettungssyndromen Störfelder von einer erkrankten Wirbelsäule oder einer erkrankten Gallenblase sich mit denen der Angina pectoris überlagern. Ebenso vielschichtig ist auch das individuelle Erlebnis des Schmerzes. Aber auch hier lassen sich einige generelle Prinzipien des anginösen Schmerzes aufzeigen,

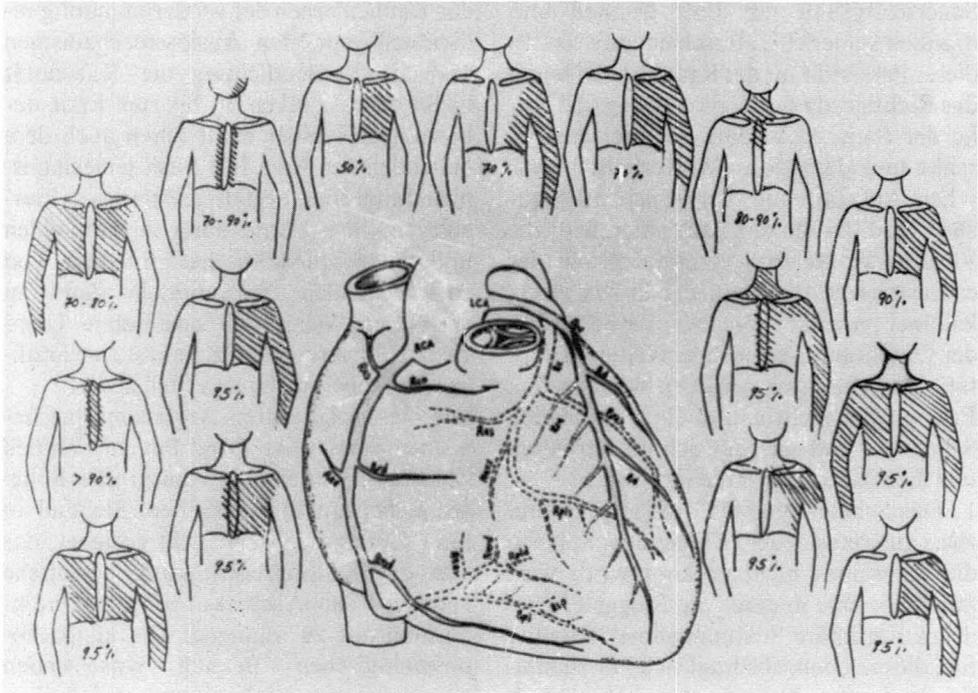


Abb. 1: Sich stets erneut einstellende Schmerzlokalisation bei Angina pectoris bei 15 Patienten mit identischer Stenose der linksabsteigenden Kranzarterie vor Abgang der Diagonaläste.

die zwanglos zu den vom Patienten ausgelösten Adaptations- und Kompensationsmechanismen führen. Der mehr zufällig erfahrene Schmerz – und mag er auch noch so wehtun – trifft den Menschen als ein vorübergehendes Geschehen, das er selbst z. B. bei Quetschung des Fingers auch kausal einzuordnen vermag. Er reagiert mit Erscheinungsformen eines „Betroffenwerdens“ und häufig mit der von Buytendijk beschriebenen Innervationsumkehr: Ruhighalten z. B. wird von Bewegung und umgekehrt abgelöst. Bei den visceralen Schmerzen der Angina pectoris ist der Kranke in seiner gesamten Leiblichkeit einbezogen. „Von diesen Schmerzen in der Form des Getroffenseins ist der Mensch in seiner ganzen Tiefe ergriffen“, wie Hausmann es ausdrückt. Treffend hat davon Se-

neca in seinen Briefen an Lucilius geschrieben:

„Die Beklemmung über der Brust käme wie ein Sturm; bei anderen Leiden habe man mit der Krankheit zu kämpfen, hier aber mit dem Sterben.“

Einem solchen Ereignis steht der Kranke hilflos gegenüber, denn er vermag – ist er nicht durch Ärzte und Gazetten verbildet und aufgeklärt – weder die Kausalität hinsichtlich des Auslösemechanismus und des Sitzes der Erkrankung zu erkennen, noch bedient er sich spontaner Äußerungsläufe, wie z. B. der Innervationsumkehr. Sein Verhalten wird also ein primär passives sein, und die Hilflosigkeit verbietet ihm, sich zu bewegen. Dem empfundenen Lufthunger wird durch das Öffnen eines Fensters zu begegnen versucht, obwohl der

Sauerstoffgehalt der Luft drinnen und draußen keinerlei Unterschied aufweist. In dieser Passivität tut der Kranke aber genau das Richtige, da durch Einhaltung von Ruhe der Sauerstoffbedarf des Herzens gesenkt und damit das Mißverhältnis zwischen Angebot und Verbrauch ausgeglichen wird. Durch das Aufrichten wird die Vorlast des Herzens vermindert und der enddiastolische Druck in der linken Herzkammer gesenkt, was zur Verbesserung der Durchblutung beiträgt. Weitere Adaptationsmechanismen ergeben sich aus dem Erlebnis des nicht kausal einzuordnenden Schmerzes und spiegeln sich im Verhalten und Benehmen des Patienten wider.

1. Das Schmerzerlebnis wird negiert, und zwar aus verschiedenen Gründen. Solange die Kausalität nicht erkannt wird, wird zweifellos eine andere, wie Plüge es ausdrückt „primäre Stellungnahme“ resultieren, die erziehungsbedingt sich nur zu häufig im harten Nehmen kundtut. Durch Aufdeckung der pathophysiologischen Zusammenhänge wird man erreichen, daß der Patient sich weniger auf den Schmerz als vielmehr auf die Krankheit einstellt. Die Verbindung mit dem Organ Herz bewirkt aber nicht nur für den Betroffenen, sondern auch für seine persönliche und soziale Umgebung das Hervorbringen historischer Tabuisierungen, die zur Krankheitsnegierung zwingen können. Ein Arbeitswilliger mit Angina pectoris oder überstandenen Herzinfarkt hat im Wettbewerb mit einem im gleichen Maße durch Gallenkoliken Beeinträchtigten sicher die schlechteren Chancen. In der Erkennung und Verdeutlichung dieser Zusammenhänge liegt eine der Möglichkeiten der individuellen ärztlichen Führung eines koronarkranken Patienten.

2. Der Patient wird versuchen, die Situationen zu vermeiden, in denen Schmerzen hervorgerufen werden. Dies setzt einen langwierigen Lernvorgang voraus, denn

das Kennenlernen der wiederum häufig individuell geprägten Auslösemechanismen und die Verdeutlichung der Kausalität bleibt dem Kranken oft bis zum Ende unbewußt und leider nicht selten auch dem behandelnden Arzt. Die Auslösemechanismen durch eine sorgfältige Anamnese klarzulegen, ihre Vermeidung zu empfehlen und die prophylaktische Einnahme von entsprechenden Arzneimitteln dann zu verordnen, wenn sich auslösende Ursachen nicht vermeiden lassen, ist eine ärztliche Aufgabe mit hohem Stellenwert.

Die hier aufgezeigten Anpassungsmechanismen müssen Arzt und Patient deutlich werden, da sie dem Kranken zu einer höheren Lebensqualität verhelfen. Sie sind in ihrer Gesamtheit aber nicht geeignet, das von der Koronarerkrankung betroffene Herz vor den Auswirkungen der Durchblutungsnot zu schützen. Die im pathophysiologischen Bereich einsetzenden Kompensationsmechanismen und Selbsthilfetendenzen stehen aber wahrscheinlich in enger Beziehung zu den Symptomen der koronaren Herzerkrankung.

Das Mißverhältnis zwischen Sauerstoffangebot und Sauerstoffverbrauch des Herzens, das der Angina pectoris zugrundeliegt, wird mit dem Ausdruck Koronarinsuffizienz bezeichnet. Beruht die Koronarinsuffizienz wie bei der koronaren Herzerkrankung vorwiegend auf einer gestörten und verminderten Anpassung des Sauerstoffangebotes an den momentanen O_2 -Verbrauch, kommt es zu einem Circulus vitiosus. Der Sauerstoffmangel im minderversorgten Areal des Herzmuskels bewirkt einen Kontraktionsverlust und dieser regionale Ausfall einen Druckanstieg im Binnenraum der linken Herzkammer. Dieses wiederum führt zu einer Perfusionsstörung in den subendocardialen Schichten des Herzmuskels, also denen, die zum Binnenraum hin gelegen sind. Das vergrößert die Sauerstoffnot, und die Pumplei-

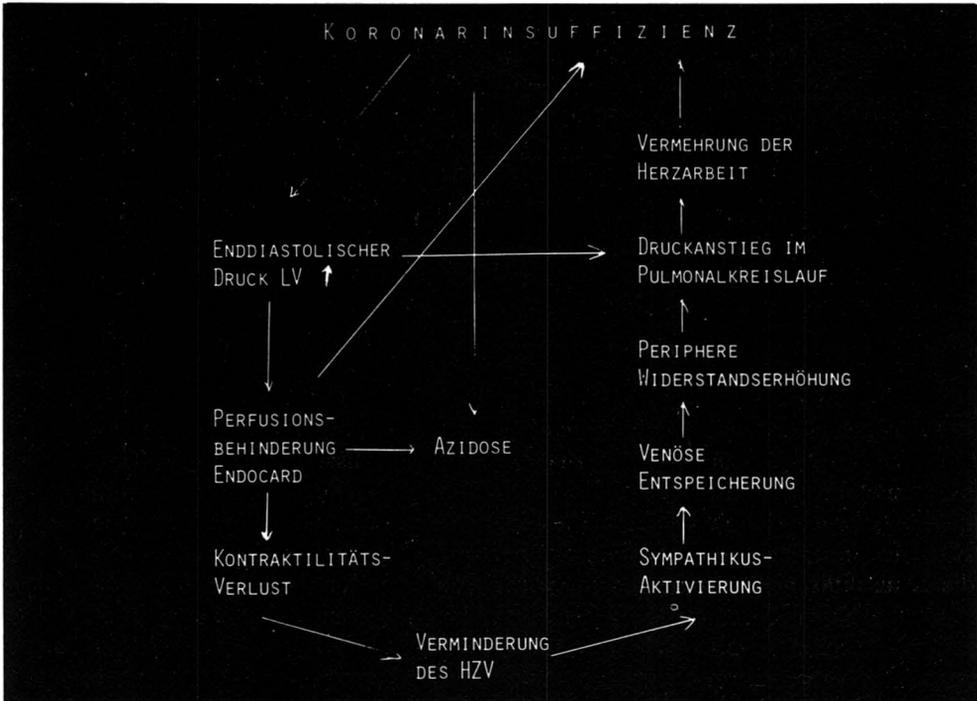


Abb. 2: Pathophysiologische Abläufe bei Angina pectoris durch Koronarinsuffizienz (s. Text). LV = linker Ventrikel; HZV = Herzzeitvolumen – Auswurfleistung des Herzens in l/min.

stung wird weiter herabgesetzt. Vermittelt durch das vegetative Nervensystem erfolgt eine venöse Entspeicherung mit einer Vermehrung des Blutangebotes, aber auch eine periphere Widerstandszunahme, so daß der Blutdruck ansteigt, was wiederum eine Vermehrung der Herzarbeit und eine Erhöhung des Sauerstoffverbrauches bewirkt (Abb. 2).

Die Durchblutung der inneren Schichten des Herzmuskels ist einerseits abhängig vom Druck, mit dem das Blut durch die Gefäße getrieben wird, und im Falle einer Einengung des Gefäßes wäre das der Druck, der nach der Einengung noch aufrecht erhalten werden kann. Sie ist andererseits abhängig von dem Druck, der im Inneren der Herzkammer herrscht und der mehr oder minder weit auf die Muskulatur

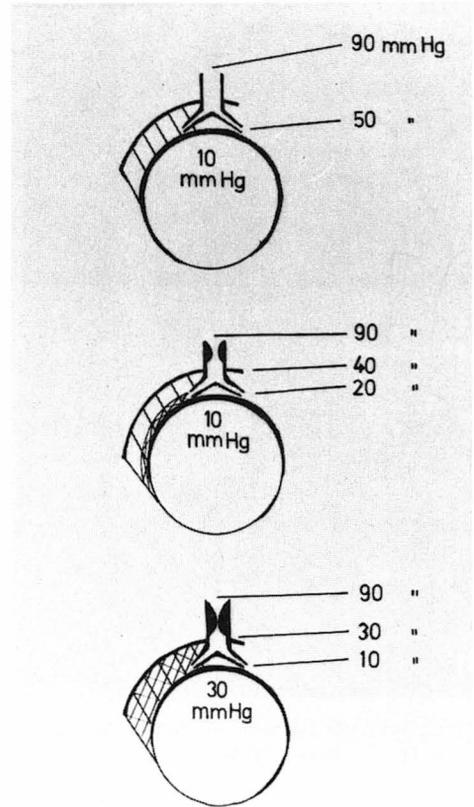
übertragen wird, die durchblutet werden soll. Die Druckdifferenz zwischen dem Herzinnenraum und dem Druck nach Einengung des Gefäßes ist also der entscheidende Faktor. Im Angina pectoris-Anfall kommt es zu einer Blutdruckerhöhung, und damit kann der Druck hinter der Einengung erhöht werden, so daß die Durchblutungsverhältnisse sich in den betroffenen Arealen trotz Gesamt-O₂-Mehrverbrauch verbessern können. Wird dann noch unter Einhaltung von Ruhe der Sauerstoffbedarf des Herzens vermindert, wird die Bilanz positiv, und der Angina pectoris-Anfall limitiert sich selbst (Abb. 3).

Neben diesen akut einsetzenden Gegenregulationen hängt aber auch die chronisch wirkende Kompensation ganz offensichtlich

lich mit der Symptomatologie der koronaren Herzerkrankung zusammen.

Dieser Versuch einer Selbstheilungstendenz wird bewirkt durch die Entwicklung von Umgehungskreisläufen, sog. Kollateralen im Herzen, bei denen das Versor-

Abb. 3: Einfluß der Druckdifferenz zwischen Perfusionsdruck vor den Kranzarterien und Druck in der linken Herzkammer auf die Durchblutung des Herzmuskels. – Im „Normalfall“ beträgt der Perfusionsdruck z. B. 90 mmHg. Der Druckabfall über die Länge des Gefäßabschnittes möge 40 mmHg betragen, so daß der extramyocardiale Druck noch 50 mmHg beträgt. Da der Herzinnendruck 10 mmHg beträgt, gewährleistet ein Druck von 40 mmHg die vollständige Durchblutung des Herzmuskels (oberes Schema). – Im mittleren Schema liegt eine mäßiggradige Stenose vor, die den Druck bereits um 50 mmHg reduziert. Es erfolgt ein weiterer Druckabfall über die Länge des Gefäßes um 20 mmHg. Jetzt beträgt der myocardiale Perfusionsdruck noch 20 mmHg. Bei noch normalem Herzinnendruck von 10 mmHg ist die Durchblutung der dem Herzinnenraum anliegenden Schichten des Herzmuskels bereits gering behindert (doppelt schraffierter Bezirk). – Ist, wie im unteren Schema, die Stenose höhergradig und erhöht sich der Herzinnendruck, ergibt sich ein „negativer Druckgradient“. Der verbleibende Perfusionsdruck reicht nicht mehr aus. Die Durchblutung sistiert im gesamten Herzmuskel.



gungsgebiet einer Kranzarterie mit von der Durchblutung über eine andere Kranzarterie gewährleistet wird.

Solche interarteriellen Gefäßverbindungen beim Menschen wurden bereits 1669 von Lower dokumentiert. Die Auffassung der Anatomen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts ging jedoch davon aus, daß die Kranzarterien anatomisch und funktionell Endarterien seien, d. h. daß die Versorgung eines bestimmten Herzmuskels nur von der einen Kranzarterie abhängt. Im wesentlichen konnte erst der Leipziger Anatom Spaltenholz 1924 mit neuen Techniken die Existenz relevanter interarterieller Gefäßverbindungen beim Menschen nachweisen. Sie wurden 1965 von Fulton mit verbesserter und erweiterter Technik

im normalen und koronarkranken Herzen des Menschen eindeutig belegt.

Die klinische Bedeutung eines Kollateralkreislaufes wird jedoch bis heute diskutiert, und manche Untersuchungsergebnisse werden so interpretiert, daß eine kollaterale Zirkulation ohne wesentlichen Einfluß auf die Verhinderung von Infarkten und einen Funktionsverlust des Herzens ist. Das liegt zum einen an der angewandten Methodik, mehr aber an der Auswahl der Patienten, denn die Kollateralen kommen offensichtlich nur da nachweisbar vor, wo ein erheblicher Befall des Koronararteriensystems mit wirksamen Verengungen nachgewiesen wird. Dennoch scheint der protektive Effekt eines ausreichend gebildeten Kollateralkreislaufes unbestritten.

So sind Patienten bekannt, die unter einer kongestiven Herzinsuffizienz, d.h. einem Pumpversagen des Herzens leiden, die aber ernsthaft ihnen erinnerliche anginöse Schmerzen verneinen, bei denen dennoch ein multipler Befall der Kranzarterien,

d.h. eine koronare Herzerkrankung, die Ursache dieses Versagens ist. Bei diesen Patienten mit einer sog. koronaren Kardiomyopathie fällt ein völliges Fehlen von Kollateralkreisläufen auf, die imstande wären, wirksame Stenosen auszugleichen.

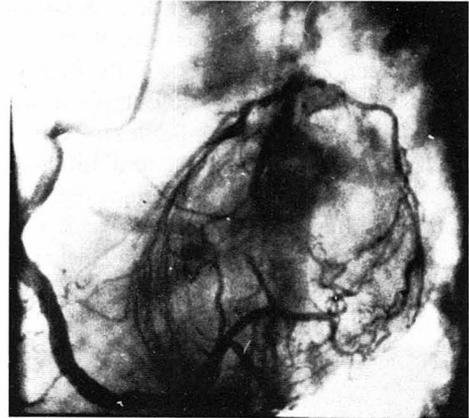
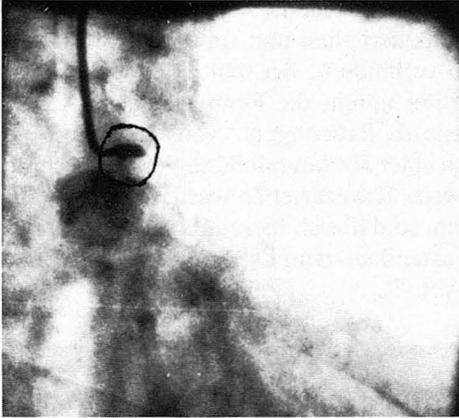


Abb. 4a und b: Das gesamte Arteriensystem der linken Kranzarterie ist verschlossen. Bei der selektiven Darstellung der Kranzarterie findet sich nur noch ein „Stummel“ (c) (4a).

Bei der Darstellung der rechten Kranzarterie kommt es zur retrograden Auffüllung sämtlicher Äste der linken Kranzarterie bis zur Verschlussstelle. – Der Pati-

ent erlitt durch den Verschluss der Kranzarterie keinen Infarkt. Die Funktion des Herzens war in Ruhe normal, er bekam aber bei geringer Belastungsstufe schwere Angina pectoris. – Das Gefäßbild und die ungestörte Funktion des Herzens erlaubten eine vollständige operative Revaskularisation, die zur Beschwerdefreiheit führte.

In der Angiografie kann z. B. eine wirksame Kollateralverbindung den totalen Verschluss eines großkalibrigen Gefäßes voll ausgleichen, indem diese verschlossene Kranzarterie über die Kollaterale entgegen der Flußrichtung retrograd bis zum Verschluss wieder aufgefüllt wird (Abb. 4). Werden solche Patienten in retrospektiven Studien untersucht, läßt sich zunächst feststellen, daß diese signifikant häufiger Angina pectoris-Anfälle in ihrer Vorgeschichte aufweisen als Patienten ohne genügende Kollateralisation.

Beim Eintreten eines Infarktes zeigen vergleichbare Gruppen von Patienten je nach Grad der Kollateralisation und damit auch je nach dem Grad der vorangegangenen

Angina pectoris ein unterschiedliches klinisches Bild und eine unterschiedliche Prognose. Patienten mit Angina pectoris in der Vorgeschichte und guter Kollateralisation haben kleinere Infarkte, und es tritt kaum eine kardiogene Schocksymptomatik auf. Die Mehrzahl der Gruppe ohne Angina pectoris erlitt aber bei Eintritt des Infarktes ein Pumpversagen der linken Herzkammer, und viele dieser Patienten verstarben. Eine weitere Möglichkeit, die Wertigkeit von Kollateralen zu untersuchen, besteht darin, den Grad der Kollateralisation mit der Funktion des Herzens zu korrelieren. Dabei wird die Kontur einer linken Herzkammer, die mit Kontrastmittel gefüllt ist, mathematisch wie ein Rotationsellipsoid

behandelt und berechnet, wieviel Volumen pro Schlag ausgeworfen sind. Diese Auswurfmenge wird als Ejektionsfraktion bezeichnet. Patienten, die einen totalen Verschluss mit retrograder Auffüllung entweder der rechten oder des vorderen absteigenden Astes der linken oder beider Kranzarterien zeigen, wurden entsprechend untersucht. Bei guter Kollateralisation der rechten Kranzarterie ist die Ejektionsfraktion als Maß für die Pumpleistung gegenüber einem Normalkollektiv statistisch nicht unterschiedlich, und Infarkte im EKG sind selten feststellbar. Ist die Kollateralbildung schlecht oder fehlt sie, sinkt die Auswurfbraktion ab, und elektrokardiografisch werden häufiger das ganze

Myocard durchsetzende Infarkte festgestellt. Dasselbe gilt für das Versorgungsgebiet der linken Hauptkranzarterie, nur sind hier die Abfälle der Ejektionsfraktion deutlicher ausgeprägt.

Sind beide Kranzarterien total verschlossen, ist ein guter Kollateralkreislauf immer noch imstande, die Myocardfunktion aufrechtzuerhalten und transmurale Infarkte zu verhindern. Bei schlechter Kollateralisation nimmt die Pumpleistung des Herzens ab. Patienten mit vollständigem Fehlen einer Kollateralbildung und Verschluss zweier Kranzarterien wurden nicht gefunden, so daß sich hieraus ergibt, daß dieser Zustand mit dem Leben nicht vereinbar ist (Abb. 5).

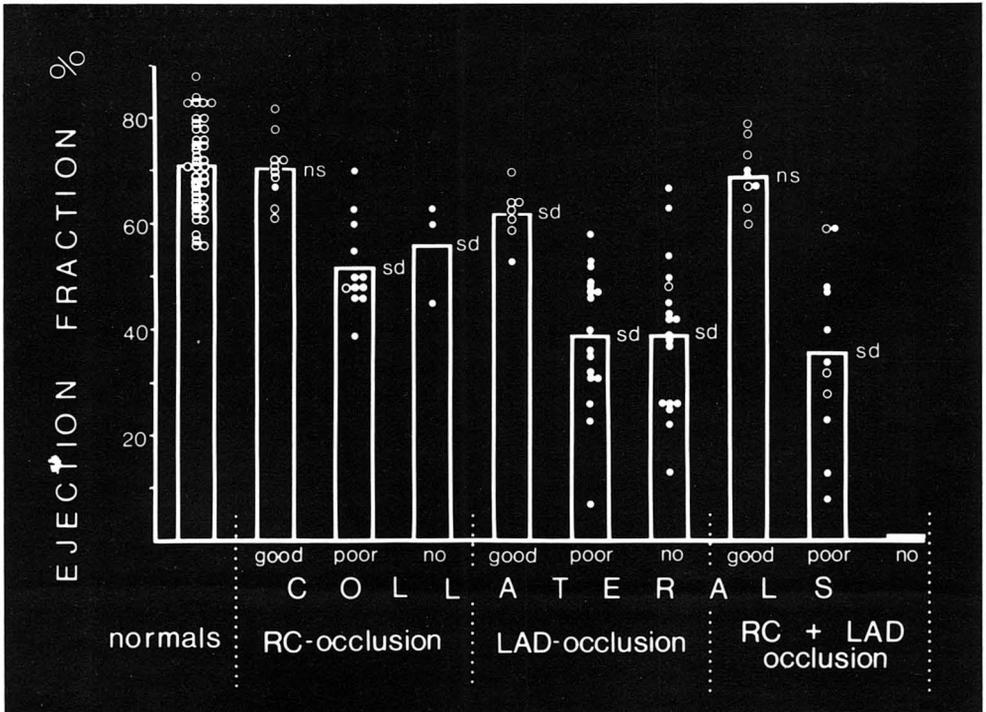


Abb. 5: Auswurfbraktion = Ejection Fraction in % je nach Grad der Kollateralisation bei Verschluss der rechten Kranzarterie (RC), des vorderen absteigenden Astes der linken Kranzarterie (LAD) und beider (RC+LAD), verglichen mit einer Gruppe von Patienten ohne Koronarerkrankung (normals). Offene Kreise bedeuten keine EKG-Zeichen für Infarkt, geschlossene Kreise transmurale Infarkte im EKG. Die Auswurfbraktion ist bei günstigem Kollateralkreislauf nicht signifikant verändert (n.s.) (s. Text).

Jedoch leiden auch Patienten mit genügender Kollateralisation noch unter Angina pectoris, aber sie haben keine oder nur kleine Infarkte. Unter Belastung nämlich zeigt sich, daß die Kollateralisation selbst wie eine Stenose wirkt, so daß nur die Ruhedurchblutung des Herzens gewährleistet ist, nicht aber die unter Belastung. Dieser Nachweis gelingt beim Menschen, wenn der Sauerstoffverbrauch während einer Herzkatheter-Untersuchung erhöht wird und der Patient entsprechend Beschwerden angibt und nun plötzlich der Kontraktilitätsverlust bei der Darstellung der linken Herzkammer sichtbar wird. Die Struktur des Herzens wird aber durch eine Kollateralbildung bewahrt und ebenso seine Funktion in Ruhe, und hiermit ergeben sich auch die besten Voraussetzungen für eine erfolgreich durchzuführende Umgehungsoperation bei diesen Kranken.

Die Wege, die die Kollateraldurchblutung nimmt, sind am Menschen bekannt, ebenso der Mechanismus. Unbekannt ist aber bis jetzt, was in einem Falle die Kollateraldurchblutung genügend werden läßt, während sie im anderen Falle ungenügend bleibt. Dies ist sicherlich einmal die Frage der Zeit. Entwickelt sich die Kollateraldurchblutung langsam und der Verschluß einer Kranzarterie schnell, wird eine ungenügende Durchblutung über den Umgehungskreislauf resultieren. Erfolgt die Verengung einer Kranzarterie oder deren Verschluß aber langsam, und das würde für den Patienten vermehrt Angina pectoris bedeuten, hat die Kollateralentwicklung genügend Zeit, sich diesen Verhältnissen anzupassen. Sie holt sozusagen zeitlich auf. Die Kollateralentwicklung benützt vorhandene Gefäße, die für den Kollateralfluß umgebaut werden. Levin fand 10 unterschiedliche Kollateralwege bei Verschluß der rechten Kranzarterie, sieben bei Verschluß des absteigenden Astes der linken Kranzarterie. Welche der Möglichkei-

ten für die Ausbildung eines genügenden Kollateralkreislaufes benutzt werden, hängt weniger von der Lokalisation der Stenose, als offenbar mehr von den genetisch determinierten Gefäßverhältnissen ab.

Die Entwicklung des Kollateralkreislaufes ist in den letzten Jahren vom Arbeitskreis um Jutta Schaper in der Abteilung für Experimentelle Kardiologie des W. G. Kerckhoff-Institutes untersucht worden. Sie hängt zunächst einmal von einem adäquaten Reiz ab, der wahrscheinlich mit dem Sauerstoffmangel in Verbindung steht. Die Ausbildung des Kollateralkreislaufes setzt ein aktives Wachstum in den vorhandenen Gefäßen voraus, wie das in subtilen Tierversuchen nachgewiesen wurde. Es kann kenntlich gemacht werden durch Autoradiografie, mit der durch radioaktive Desoxyribonukleinsäure die mitotische Zellteilung von Endothelzellen und glatten Muskelzellen direkt dargestellt wird.

Das Schema der Gefäßentwicklung von Kollateralen stellt sich uns heute folgendermaßen dar: Eine durch Sauerstoffmangel hervorgerufene Dilatation führt zur Überdehnung der Wand dieser kleinen vorher ausgebildeten Gefäße und zur Schädigung einer bestimmten Gefäßstruktur, der *Elastica interna*. Dieses wiederum bedingt eine erhöhte Permeabilität und führt zu unspezifischen perivaskulären Entzündungen, bei denen die Einwanderung bestimmter Leukozyten eine Rolle spielt. Sie setzen das aktive Zellwachstum in Gang. Dieser schnell auflaufende Vorgang bedingt eine Erweiterung des internen Gefäßdurchmessers, und in einer zweiten Phase wird nun durch weiteres Wachstum der Wandaufbau zu einem funktionsfähigen Gefäß nachgeholt. Möglicherweise wird dieses Wachstum stofflich vermittelt.

Aus den hier nur skizzierten Befunden und Problemen stellt sich aber die Frage, ob es

Möglichkeiten gibt, die Entwicklung von Kollateralkreisläufen zu fördern oder Kollateralkreisläufe suffizienter zu machen. Medikamentöse Beeinflussung wäre ideal, ist aber bisher nicht gefunden. Große Hoffnungen und viele Spekulationen zeigten das Bemühen auf, durch körperliche Leistungssteigerung Kollateralbildung am Herzen zu fördern. Die auf diesem Konzept aufgebaute rehabilitative Medizin hat jedoch hinsichtlich der Entwicklung von Kollateralen offensichtlich auf Sand gebaut. Bisher ist nicht dokumentiert worden, daß Trainingsprogramme mit körperlicher Leistungssteigerung imstande waren, Kollateralbildung im Herzmuskel zu fördern. Der günstige Effekt des Trainings bei der koronaren Herzerkrankung ist dabei nicht in Abrede zu stellen und war bereits Heberden, dem Erstbeschreiber der Angina pectoris 1786 und 1802, bekannt. Es muß verstanden werden als eine Ökonomisierung der Herzkreislaufarbeit unter Trainingseinfluß, so daß die Reserven, insbesondere die der Peripherie größer werden und der myokardiale Sauerstoffverbrauch pro Herzschlag abnimmt. Dies hat nichts mit Kollateralbildung zu tun. Neuerdings hat ein Befund den Einfluß des Trainings auf den Koronarkreislauf herausgestellt. Wird eine durch Kollateralisation versorgte, proximal verschlossene Koronararterie mit einem aortokoronaren Bypass versorgt, d. h. wird die Verengung nun durch chirurgische Maßnahmen umgangen, bilden sich im Tierexperiment und auch beim Menschen die Kollateralen zurück. Dies ist ein weiterer Beweis, daß ihre Entwicklung den Bedürfnissen angepaßt wird. Im Tierexperiment verliert das mit Bypass versorgte Gefäßgebiet aber bis zu einem gewissen Grad seine Anpassungsfähigkeit, d. h. die Reserve ist hier eingeschränkt. Gleiches kann an dem Gefäßgebiet beobachtet werden, aus dem die Kollateralen entspringen. Im Tierversuch deu-

ten die Befunde darauf hin, daß unter körperlichem Training dieser Verlust der Koronarreserve erneut ausgeglichen werden kann. Diese Befunde verdienen und verlangen die Überprüfung beim Patienten. Als ein letzter Kompensationsmechanismus bei der koronaren Herzerkrankung muß eine einsetzende Hypertrophie des verbleibenden funktionierenden Herzmuskelgewebes erwähnt werden, wenn große Teile des Herzmuskels nach Infarkt bindegewebig durchsetzt und ersetzt worden sind. Da die so gewachsenen hypertrophen Myocardzellen als Areal aber auch aus sich selbst heraus mehr Sauerstoff verbrauchen, beschwören sie bei schon geschädigtem Koronarkreislauf die Gefahr einer Verstärkung der Sauerstoffnot durch Erhöhung des Sauerstoffverbrauches herauf, denn diese hypertrophen Areale sind es jetzt, die den Verlust an Pumpvermögen kompensieren müssen. Diese Hypertrophie birgt so den Keim der Insuffizienz in sich.

Vergleicht man das, was Heberden in seinen Ausführungen über die Angina pectoris im Jahre 1802 veröffentlichte, dann haben wir wenig in bezug auf die Symptomatologie hinzulernt und auch über den günstigen Einfluß der körperlichen Arbeit. Eines ist aber unterschiedlich zu Heberdens Ausführungen. Am Ende des von ihm beschriebenen Leidens stand der plötzliche Tod. Die moderne Medizin mit Intensivstationen, Pharmakotherapie und chirurgischen Behandlungsmöglichkeiten läßt aber auch ein Leben mit koronarer Herzerkrankung zu, in welchem sich der Kranke mit irreparablen Schäden zu arrangieren, sich also echt an die Krankheit zu adaptieren hat. Insbesondere der Mensch, der nach einem überstandenen Herzinfarkt weiterleben muß, sieht sich in einen merkwürdigen Zwiespalt gestellt. Die Ärzte bemühen sich, ihm das Krankheitsbild zu erklären, und er selbst fängt an, über seine

Organerkrankung nachzudenken. Das Organherz rückt in sein Bewußtsein und wird so enttabuisiert. Diese Enttabuisierung mindert das Herz zum reinen Pumporgan herab.

Die in Jahrhunderten erfahrene und in Metaphern ausgedrückte Tatsache, daß das Herz mehr als nur ein Pumporgan, nämlich auch ein Endorgan der Seele ist, wird dabei vergessen.

Gerade diese für die Leiblichkeit wie für die Psyche wichtige Funktion des Herzens wird vom Patienten nicht zuletzt durch seine Aufklärung verdrängt und häufig durch einen „ismus“, wie den Joggismus, in dem Jogging zum Lebens- – und man ist geneigt zu sagen – beinahe zum Glaubensprinzip erhoben wird, ersetzt.

Wie soll ein Patient mit einer koronaren Herzerkrankung, mit einem erlittenen Herzinfarkt, nach einer Bypass-Operation leben:

- Mit der Heiterkeit eines Spielmannes;
- mit der Gelassenheit eines Bauern,
- mit der Tapferkeit eines Ritters und
- mit der Weisheit eines Mönches.

Dieser beim ersten Augenschein nach weise Spruch entpuppt sich bei genauerem Hinsehen als in heutiger Zeit nicht mehr anwendbar und wird damit zur Binsenweisheit.

Die Heiterkeit des Spielmannes setzt voraus zu akzeptieren, daß das Herz wie im Weihnachtslied fröhlich springen darf. Dies jedoch wird von den meisten der Patienten als unangenehm und bereits potentiell gefährlich zu vermeiden gesucht. Dabei ist die Heiterkeit des Herzens bereits in Gießen Gegenstand wissenschaftlicher Veröffentlichung gewesen, denn wie anders kann im Grunde der Pulsus capricans, der Kapriziöse in der Pulslehre des Michael Bernhardt Valentin gedeutet werden. Daß diese Heiterkeit des Herzens auch in der modernen Welt noch Platz hat und erkannt wird, kommt weniger bei Patienten,

bei Ärzten und bei klinischen Psychologen zum Ausdruck als bei Künstlern, wie in dem Bild von Johanna Máráckova „Das fröhliche Herz“. Die Gelassenheit des Bauern entspricht nicht nur seiner Verbundenheit mit der Natur, sondern auch der abendlich neu zu fühlenden gesunden Müdigkeit durch von Jugend an gewohnte sinnvolle körperliche Arbeit, die jetzt im Hauruckverfahren in Koronar- und Infarktsportgruppen und durch Jogging aufgeholt und ersetzt werden soll.

Bei der Tapferkeit des Ritters bedeutet Tapferkeit nicht Ignorieren von Tatsachen und somit stupides Heldentum, sondern trotz der Tatsache Furcht überwinden. Dies aber setzt die Weisheit eines Mönches voraus, der gelernt hat, Leben und Sterben „sub speciem aeternitatis“ zu betrachten. Der Verlust der Bezugspunkte, man ist geneigt zu sagen, der totale „Verlust der Mitte“, trifft uns alle, aber besonders wohl auch den Patienten mit koronarer Herzerkrankung.

In einer Äußerung zur Frage, wie man zu sterben wünscht – und solche Erhebungen sind angestellt worden – würde wohl die Mehrzahl sich den Sekundenherztod als Ende des Lebens wünschen. Aber der plötzliche Tod wurde ja nicht immer als der gnadenvolle angesehen, sondern in Zeiten, wo der Tod als Durchgang betrachtet wurde, wurde ein längeres Siechtum mit einer Vorbereitung auf diesen Durchgang als das Wünschenswerte erhofft.

Der koronarkranke Patient möchte als Mensch sein irdisches Leben ohne Leiden mit einem Sekundenherztod beenden. Als Kranker hat er Angst vor gerade dieser Bedrohung. Es ist fraglich, ob unsere Gesellschaft und wir Ärzte geeignet sind, diese Probleme mit dem Kranken zu erörtern und ihm zu einer Klärung zu verhelfen. Sicher ist die Verschreibung von Psychopharmaka als „Sonnenbrille für die Psy-

che“ nicht geeignet. Es ist mehr als fraglich, ob die vorwiegend analytisch ausgerichtete Psychologie hier Abhilfe schaffen kann. Denn hier kommt es darauf an, den Adaptionsmechanismus zu stützen. Ich bin letztlich nicht sicher, ob die heutige Theologie noch dazu geeignet ist.

Daß das Problem ärztlich angegangen wird, beweisen die Veröffentlichungen der Psychiaterin Elisabeth Kübler-Ross. Daß das Problem aber auch als soziologisch-gesellschaftliches Phänomen anerkannt wird, entnehme ich einer vor einigen Jahren veröffentlichten Mitteilung aus „News Week“, in der mitgeteilt wird, daß amerikanische Colleges Todeskunde in das Lehrprogramm aufgenommen haben. Es ist tröstlich, dem gleichen Artikel entnehmen zu können, daß sich die Studenten, die einen solchen Kurs belegt haben, auch da-

zu entschlossen haben, an einem parallel laufenden Kursus über Liebeskunde teilzunehmen.

Gestörte Zwischenmenschlichkeit kann ebenso zum Auslösemechanismus einer Angina pectoris werden, wie ein gestörtes Verhältnis zum eigenen Leben und zum eigenen Tod. Aber die Liebe und insbesondere die unglückliche Liebe, vor der auch der ältere Mensch mit koronarer Herzerkrankung nicht gefeit ist, kann ebenfalls Herzschmerzen bereiten. Sie sind in drastisch-eindringlicher Weise z. B. im Einblattholzschnitt „Frau Minne“ des Meisters Casper um 1479 als die Qualen, die diese Dame dem Herzen bereiten kann, dargestellt. Mögen sie beim Koronarkranken auch als Triggermechanismus für Angina pectoris in Erwägung zu ziehen sein, Angina pectoris selbst sind sie nicht.

Wir haben nie
die Kraft der Tradition
mit der Macht
der Gewohnheit verwechselt:
MERCK (seit über 300 Jahren in Darmstadt)

Theologische Wissenschaft und die Frage nach ewigem Leben *

Wer an einer so respektablen Universität das Fach der Systematischen Theologie zu vertreten hat, der tut gut daran, am Beginn seiner Tätigkeit darüber Rechenschaft abzugeben, *wie* er sein Fach zu vertreten gedenkt. Umgekehrt hat wohl auch die Universität, an deren Anfängen immerhin eine theologische Fakultät stand und in die die Theologie erst vor einigen Jahren wieder zurückkehren konnte, ein Interesse daran zu erfahren, wo die Theologie steht und wohin sie geht. Theologie als eine Wissenschaft neben und mitten unter den vielen Wissenschaften, denen eine Universität nicht nur ein organisatorisches Dach zu bieten hat – von den Rechtswissenschaften über die Physik bis hin zur Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde und bis zum Zentrum für Philosophie –: was unterscheidet sie von ihnen und was verbindet sie mit ihnen? Ich möchte vor Ihnen heute darüber sprechen, daß es sich bei der Theologie um eine Wissenschaft handelt, zu deren Gegenstandsbereich jedenfalls *auch* die Frage nach ewigem Leben gehört. Und ich gestehe Ihnen gerne, daß ich auf diese These bei der Lektüre des Vorlesungsverzeichnisses verfallen bin, das eindrucksvoll dokumentiert, wie die wissenschaftliche Beschäftigung mit den verschiedenen Ebenen und Erscheinungsformen des Lebens dieser Universität ihr besonderes Profil gibt. Für die Entfaltung meiner These, daß zum Gegenstandsbereich der Theologie jedenfalls *auch* die Frage nach ewigem Leben gehöre,

brauche ich nun freilich etwas Zeit. Doch fürchten Sie nicht, daß es eine Ewigkeit dauern wird.

Es sind zwei Wahrnehmungen, die die Wahl dieses Themas veranlaßt haben und die ich mit in der Entfaltung meiner These berücksichtigen will. Die eine ist mehr gesellschaftlicher, die andere mehr kirchengeschichtlicher Art. Damit führe ich freilich eine nur vorläufige, um nicht zu sagen oberflächliche Unterscheidung ein, deren Recht ausführlicher zu begründen wäre. Dies will ich jetzt nicht tun. Ich begnüge mich damit, mit ihrer Hilfe zu signalisieren, daß theologische Wissenschaft stets einer *Kirche* zu dienen hat, und das heißt, einer Gemeinschaft von Menschen, die in ihrer religiösen Kommunikation stets auch gesellschaftlich existieren. Daher richtet sich theologisches Erkennen auf die Absicht, die Wahrheit der religiösen Kommunikation zu explizieren; doch diese Explikation wird in bestimmten Situationen dringlich und wird auch stets durch eine mehr oder weniger theoretisch geklärte Wahrnehmung bestimmter Situationen bedingt sein.

Erstens: Für viele aufmerksame Zeitgenossen ist die Frage nach dem *Leben* an die Stelle der Frage nach *ewigem Leben* getreten. Ich darf wohl Evidenz beanspruchen für die Feststellung, daß eine wachsende Zahl von Menschen beunruhigt wird von dem Ausmaß der natürlichen und seelischen Gefährdungen, die alle Gesellschaftsformationen mit industrieller Produktionsweise hervorbringen. Viele sind nicht nur besorgt, sondern auch empört darüber, daß viele hochentwickelte Natio-

* Durchgesehene und um die Anmerkungen erweiterte Fassung der Antrittsvorlesung an der Justus-Liebig-Universität Gießen vom 13. Januar 1983.

nalwirtschaften unfähig sind, im weltwirtschaftlichen Zusammenhang den Hunger zu bekämpfen. Und schließlich herrscht die Angst vor einem neuen weltweiten Krieg, der alles Leben auf dieser Erde bedroht. Wir leben damit, daß die Zerstörung des Lebens zu einer Möglichkeit menschlichen Handelns geworden ist und vielleicht immer mehr werden wird. Dies richtet unseren Blick in einem veränderten und verschärften Sinne auf die Zukunft. Jene Unruhe, jene besorgte Empörung und jene Angst ist der Erlebnishintergrund einer intensiven ethisch-normativen Fragestellung. Deren beide klassische Formen – die Form der Frage „Was soll ich tun?“ und die Form der Frage „Wie wollen wir leben?“ – waren stets deutlich auf die gelebte Gegenwart zentriert. Sowohl der Gesichtspunkt einer gebotenen Pflicht als auch der Gesichtspunkt eines gemeinsamen Guten soll das Handeln orientieren, das sich auf einen *gegenwärtigen* anderen bezieht. Nun aber verändert und verschärft sich diese ethisch-normative Fragestellung dadurch, daß wir veranlaßt sind, unser Handeln nach seinem Verhältnis zu einem *zukünftig* anderen zu beurteilen. Je klarer wir die zeitlich weitreichenden Folgen gegenwärtigen Handelns beachten und erfassen, um so unausweichlicher steht das mögliche Leben zukünftiger Generationen in ihrer natürlichen Welt als die Instanz vor Augen, die unsere ethische Selbstbeurteilung sittlich geboten sein läßt. *Hans Jonas* hat vor kurzem diesen erweiterten Zeithorizont gegenwärtigen Handelns entwickelt und ihn konsequent in einer Auseinandersetzung mit dem Utopiebegriff und seinen materialen Bestimmungen bei *Ernst Bloch* gipfeln lassen.¹

Wenn nun nicht alles täuscht, hat eine Reihe von Wissenschaften schon längst damit begonnen, jene ethische Fragestellung zu berücksichtigen oder sogar in ihre Verfahrensweise aufzunehmen. Ein weithin wirk-

sames und denkwürdiges Signal dafür war jener öffentliche Einspruch, den vor nunmehr 25 Jahren eine Gruppe theoretischer Physiker gegen die damals erwogene Konzeption einer atomaren Rüstung erhob. Der durchschlagende Erfolg neuzeitlicher Wissenschaft hing mit ihrem konsequenten Positivismus zusammen, mit dem sie sich nicht nur von der Theologie, sondern auch von der Philosophie ablöste. Nun aber scheinen sich die verschiedenen Wissenschaften von ihrem positivistischen Begriff zu lösen und nicht nur ihr Verfahren und ihre Sprache, sondern auch die realen oder möglichen Folgen ihrer Resultate theoretisch zu reflektieren. Gerade in dieser letzteren Hinsicht haben wir es mit einem neuen Philosophischwerden wissenschaftlicher Erkenntnis zu tun. Sie würde damit auf einer ganz neuen Ebene das humanistische Wissenschaftsverhältnis weiterführen, das *Melanchthon* auf den schlichten Ausdruck brachte, „das Leben zu bessern“.

Mit jener Frage nach dem Leben, die an die Stelle der Frage nach ewigem Leben getreten ist, verändert sich offensichtlich auch das *Verhältnis zum Tode*. Es kann an einer einzelnen Begebenheit anschaulich werden. Im letzten Sommer brachte das Fernsehen Ausschnitte aus der Trauerfeier für *Rainer Werner Faßbinder* auf einem Münchner Friedhof. Faßbinders Freunde saßen oder standen etwa eine Stunde lang in der Leichenhalle um den Sarg herum, viele rauchend, und hörten Musik aus Faßbinders Filmen. Dann gingen sie am Sarg vorbei, manche legten noch eine Blume hin, einige hoben die Hand, als wollten sie ihm winken. Kein Wort wurde gesprochen. Dieses Schweigen gebietet Respekt. Doch es verlangt auch nach Erklärung, zumal es ja kein vereinzelter, sondern ein überindividueller Vorgang ist. Es drückt die Abwesenheit von Sinn aus. Unterschiedliche Hypothesen suchen zu erklä-

ren, warum in modernen Gesellschaften das Sterben und die Bewältigung des Sterbens der öffentlichen Wahrnehmung der Lebenden entzogen wird – in einem auffälligen Kontrast zur vormodernen „Geschichte des Todes“.² Wir finden einerseits in nahezu gegensätzlichen Spielarten die Hypothese der Verdrängung vor.³ Es gibt jedoch andererseits die Hypothese der Privatisierung: sie besagt, daß am Ende des gewaltigen Schubes, den der Prozeß der Zivilisation jetzt genommen hat, alle elementaren Vorgänge, wie die Geburt, der sexuelle Akt und eben das Sterben, konsequent aus der öffentlichen in die private Sphäre verlagert worden sind.⁴

Recht verstanden beziehen sich diese Hypothesen auf den Außenaspekt einer allgemein akzeptierbaren Einstellung zum Tode. Ihr kann jedoch ein verstehendes Verhältnis zum Tode zugrundeliegen, wie es sich in einem ganz neuen Sinne innerhalb der letzten zwei Jahrhunderte ausgebildet hat und wie es *Norbert Elias* soeben prägnant formuliert hat: „Der Tod ist das absolute Ende der Person.“⁵ Die antike Philosophie lehrte die Kunst zu sterben. Der sterbende Sokrates bat seine Freunde, dem Asklepios einen Hahn zu opfern – dem Gott, dem man für die Heilung aus schwerer Krankheit dankte. Doch diese Kunst des Sterbens erwuchs aus dem Wissen um die Unsterblichkeit der Seele. Die neuere Philosophie nach *Hegel* hat – jedenfalls auf ihren herrschenden Linien – dieses Wissen konsequent bestritten.⁶ Sie ist wiederum zur „Todesweisheit“ geworden mit der besonderen Zuspitzung, daß sie die radikale Endlichkeit des Menschen als das Natürlichste von der Welt behauptet. Infolgedessen mündet ihre Todesweisheit wiederum in eine ethische Fragestellung ein. Sie arbeitet die Verpflichtung aus, die Einsamkeit der Sterbenden durch freundschaftliche Teilnahme zu lindern und so das Sterben friedlich zu gestalten.⁷ Zusam-

mengenommen scheint die bedrückende Sorge um die Lebensmöglichkeiten in der *Zukunft* und die illusionslose Nötigung, das absolute Ende friedlich zu gestalten, aus ein und derselben Wurzel zu erwachsen.

Zweitens: Jene bedrückende Sorge und diese illusionsfreie Nötigung wurzeln in einem sehr bedeutsamen geschichtlichen Zusammenhang. Ihre ethische Kraft korrespondiert dem Verblässen und dem Fraglichwerden der eschatologischen Erwartung, die dem christlichen Glauben von seinen Anfängen an eigentümlich war. Jede Form eschatologischer Erwartung richtet sich ihrem Begriffe nach auf ein „Jenseits“ der geschichtlichen Welt, innerhalb derer sie als Erwartung da ist und ihren orientierenden Sinn entfaltet. Aus dem komplexen Geflecht von Gründen, die zu dieser Folge des Verblässens und Fraglichwerdens geführt haben, hebe ich zwei hervor. *Einerseits* wird die eschatologische Perspektive des Glaubens von einem aufgeklärten Bürgertum angegriffen, weil sie seine Handlungsfreiheit und seine Selbstbehauptung zu stören scheint. In seinem Kampf gegen die absolutistische Herrschaft entwickelt es – vor allem in Frankreich – geschichtsphilosophische Konstruktionen, denen die Gewißheit eines unaufhaltsamen Fortschreitens zu einer innergeschichtlichen Vollendung zugrunde liegt. Es verflüssigt die eschatologischen Traditionen des Glaubens im Feuer seiner Kritik und schmelzt sie zur Prognose einer tiefgreifend veränderten, besseren Zukunft um. Es setzt damit geschichtliches Handeln unter einen starken Verwirklichungsdruck. Doch es verrät auch seine abgründige Ambivalenz dadurch, daß es irrütliches oder abweichendes Verhalten mit Terror bedroht.⁸

Andererseits aber hat die geschichtliche Praxis des europäischen Christentums in der Zeit der beginnenden Industrialisie-

rung selbst dazu beigetragen, die eschatologische Erwartung unglaubwürdig zu machen. Es wäre gewiß zu simpel, jene Epoche im Nachhinein nur auf ihr Versagen gegenüber dem entstehenden Proletariat festzulegen und darüber die Vielfalt hoffnungsvoller und zukunftssträchtiger Projekte zu übersehen. Dennoch standen die Kirchen jener Zeit den elenden Lebensbedingungen der Industriearbeiterschaft insgesamt merkwürdig ratlos gegenüber.⁹ So wird verständlich, daß die Arbeiterbewegung schließlich auch die religionskritische Spitze der sozialistischen Idee rezipierte. Sie machte sich die These zu eigen, daß eschatologische Metaphern wie ‚Himmel‘, ‚Jenseits‘ oder ‚Seelenheil‘ nichts anderes als eine bloße Vertröstung bezwecken, und daß man ihre behauptete Wahrheit ideologiekritisch zerstören kann, um ihr Potential an Hoffnung für reale Zwecke freizusetzen. In der bürgerlichen wie in der sozialistischen Kritik dokumentiert sich das eigentümliche Zeitbewußtsein, das *Koselleck* für die Neuzeit so eindrucksvoll beschrieben hat.¹⁰

Man muß es vor diesem Hintergrunde sehen und würdigen, daß die neuere protestantische Theologie sich in einer charakteristisch neuen Weise auf die eschatologische Erwartung des Glaubens besonnen hat. Noch die altprotestantische Dogmatik – die ja hier in Gießen während des ganzen 17. Jahrhunderts eine weitreichende Wirksamkeit entfaltete – zentrierte ihre Eschatologie auf den Begriff des *ewigen Lebens*.¹¹ Die neuere Theologie hingegen hat die Wahrheit und den Sinn der eschatologischen Erwartung am Begriff des *Reiches Gottes* dargestellt. Ich nehme mit dieser Aussage natürlich eine ganz bestimmte und scharf zupackende Typisierung vor; doch eine Fülle von Beispielen kann belegen, daß diese Typisierung mehr als nur heuristischen Wert besitzt.¹² Die Dogmatik hat hier offensichtlich die leitende

eschatologische Metapher gewechselt. Was soll dieser Metaphernwechsel erreichen?

Gibt man der Metapher ‚Reich Gottes‘ in der Explikation der eschatologischen Erwartung den Vorzug, so orientiert man sich an dem Ausdruck, der im Mittelpunkt der Verkündigung Jesu steht. Mit seiner Hilfe tritt man dem historischen Vorwurf entgegen, daß die Erwartung des Glaubens sich auf ein Jenseits der Welt, nicht aber auf die Zukunft der Welt richte und daß der Glaube deshalb weltlos und lebenspraktisch folgenlos sei. Wer die Metapher ‚Reich Gottes‘ zum integrierenden Begriff der Eschatologie wählt, versteht darunter eine durch Gottes Kraft erneuerte und Gottes Willen entsprechende Welt und distanziert sich von einer heilsindividualistischen Eschatologie. Er will der „tiefen Diesseitigkeit des Christentums“ – wie *Bonhoeffer* gesagt hat¹³ – zum Durchbruch verhelfen und der Realität des Heils gerecht werden. Dies alles in der Absicht, die Gemeinschaft der Glaubenden zu bewegen, ihre Zukunftserwartung als Kraft und als Entscheidungsgrund für ein veränderndes Handeln zu gebrauchen. Aber was heißt das, „durch Gottes Kraft erneuerte oder Gottes Willen entsprechende Welt“? Wie läßt sich diese Bestimmung der Metapher ‚Reich Gottes‘ verstehen? Für die Theologie des 19. Jahrhunderts und darüber hinaus hat *Kants* moralphilosophische Interpretation eine Möglichkeit des Verstehens bereitgestellt. *Kant* interpretiert die religiöse Metapher ‚Reich Gottes‘ im Rahmen der moralphilosophischen Frage nach dem höchsten als dem gemeinschaftlichen Gut.¹⁴ Hier wird nicht allein die Sinnesänderung als das Ereignis individueller Umkehr zu neuer Gesinnung, sondern darüber hinaus die gemeinsame, sozietäre Verbindlichkeit des Guten thematisch. Da nun aber diese gemeinsame Verbindlichkeit und das Zusammenspiel indi-

vidueller sittlicher Entscheidungen nicht in der Gewalt individueller Personen stehen, erfordert dieser Gedanke die „Voraussetzung einer anderen Idee, nämlich der eines höheren moralischen Wesens“. Daher erläutert Kant die religiöse Metapher ‚Reich Gottes‘ mittels des Begriffs einer „Republik nach Tugendgesetzen“¹⁵, wie er umgekehrt den Begriff des „höheren moralischen Wesens“¹⁶ zur Voraussetzung der „Republik nach Tugendgesetzen“ erhebt. So ist die Bedeutung der religiösen Metapher ‚Reich Gottes‘ zu denken als Inbegriff vernünftigen Wollens endlicher Subjekte – und zwar in klarer Unterscheidung zu gegebenen Rechtssystemen, wie sie geschichtlich geworden und auf politischer Herrschaft begründet sind. Pointiert gesprochen, bildet es gerade die Eigenart des Kantschen Begriffs eines Reiches der Freiheit, daß es nur als Reich Gottes denkbar ist.

Diese Möglichkeit des Verstehens hat sich nicht nur für die allgemeine Bildung^{16a}, sondern auch für die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert als fruchtbar erwiesen. Auch der geharnischte Protest, den die frühe dialektische Theologie gegen die angebliche Ethisierung und Verweltlichung der Metapher ‚Reich Gottes‘ erhob – und der zum Teil von der Wiederentdeckung des apokalyptischen Charakters der Botschaft Jesu geprägt war¹⁷ – hat sie keineswegs definitiv ausgeschlossen. Ganz neu und in ökumenischer Weite inspiriert sie gegenwärtig die theologische Arbeit. Man kann sich den eigenartigen Zusammenhang von Widerspruch und Kontinuität gerade an der theologischen Entwicklung *Dietrich Bonhoeffers* anschaulich machen. In seinen Briefen aus der Haft interpretiert er die Hoffnung auf ewiges Leben als eine dringliche Anweisung zum diesseitigen, irdischen Leben, die allein in dieser Weise ihr ehemals religiöses Gewand von sich abstreift. Er schreibt am 27. Juni 1944:

„Der Christ hat nicht wie die Gläubigen der Erlösungsmythen aus den irdischen Aufgaben und Schwierigkeiten immer noch eine letzte Ausflucht ins Ewige, sondern er muß das irdische Leben wie Christus... ganz auskosten ... Das Diesseits darf nicht vorzeitig aufgehoben werden.“¹⁸ Und entsprechend heißt es in einem Brief vom 30. Juni 1944: „Jesus nimmt das ganze menschliche Leben in allen seinen Erscheinungen für sich und das Reich Gottes in Anspruch.“¹⁹ Allerdings eröffnet ein solcher Satz vielfältige Verständigungsprobleme. In Kirche und Theologie finden wir denn auch tiefe Differenzen im Verstehen sozialer Systeme und eines vernünftigen oder auch spezifisch christlichen Handelns in ihnen vor, deren offene und geregelte Erörterung erhebliche Mühe bereitet.

Ich sehe nun die Konzentration der eschatologischen Thematik auf die Metapher ‚Reich Gottes‘ überhaupt als problematisch an. Mir scheint vielmehr, daß ihr die Metapher ‚ewiges Leben‘ an Komplexität überlegen ist und den differenzierteren Gegenstand theologischer Reflexion bezeichnet. ‚Reich Gottes‘ ist – *erstens* – ein Ausdruck, dessen Bedeutung auf dem Sinn von Herrschaft beruht. Er ist daher begrifflich zu explizieren im Bezugsrahmen einer Bestimmung von *Handeln*. Er ist insofern unausweichlich ethisch geprägt, wie dies ja noch die Bestreitung seiner ethischen Struktur erkennen läßt. Aber wir Menschen sind nicht nur handelnde Wesen und nicht nur das, wozu wir uns handelnd im Verhältnis zu anderem als wir selbst entscheiden. Wir sind uns vielmehr auch *gegeben*, als natürliche Lebewesen, die sich erleben und die verstehend ihr Leben gestalten und individuelle Identität ausbilden können. Die Metapher ‚ewiges Leben‘ steht einer komplexeren Anthropologie offen, insofern sie es erlaubt, auch die theoretische und die ästhetische Dimension eines

menschlichen Lebens zu berücksichtigen. Und – *zweitens* – ist der Ausdruck ‚Reich Gottes‘ ein Symbol, das nicht von vornherein dem Problem des Todes entgegen gesetzt ist, wie sich das übrigens gerade an aktuellen Tendenzen im Judentum studieren läßt.²⁰ Nun sind wir Menschen aber Lebewesen, die in Voraussicht ihres Sterbens existieren und also auf jeden Fall ein Verhältnis zum Tode haben. Dieses Verhältnis zum Tode ist in der Metapher ‚ewiges Leben‘ gemeint. So kann ihre Interpretation in einer Zeit, in der viele Zeitgenossen aufrichtig sprachlos vor dem Tode werden, neue Dringlichkeit gewinnen. Aus diesen beiden Gründen ist es angebracht, die eschatologische Perspektive des Glaubens als Erwartung ewigen Lebens zu explizieren.

Soll Theologie als eine Wissenschaft gelten – wenn auch vielleicht als eine eigenartige und von anderen Wissenschaften mit einiger Verwunderung oder sogar mißtrauisch betrachtete Wissenschaft –, so muß sich ihr Gegenstandsbereich, ihre vorthoretische Basis angeben lassen, auf die sie sich in ihren theoretischen Leistungen zu beziehen und die sie durch ihre theoretischen Leistungen zu fördern hat. Als diese ihre Basis oder dieser ihr Gegenstand sei hier die Gewißheit des Glaubens in ihren lebenspraktischen Folgen bestimmt.²¹ Unter dieser Gewißheit sei eine lebenswichtige Überzeugung verstanden, die Gottes konkrete Wirklichkeit zum Inhalt hat. Und unter ihren lebenspraktischen Folgen sei die Vielzahl der Lebensakte verstanden, in denen diese Gewißheit sinnenfälligen Ausdruck findet – also zum Beispiel ein Gebet oder ein Lied, aber auch eine außersprachliche Geste der Solidarität, eine bestimmte Reflexion von Entscheidungsgründen oder ein bestimmtes politisches Engagement. Möglich ist Theologie wohl nur unter der Voraussetzung, daß jemand die Gewißheit des Glaubens als sinnhaft anerkennt und

in irgendeiner Weise an ihr teilhat. Notwendig ist Theologie, weil menschliches Leben als geschichtliches Leben verläuft. Es ist zukunfts offen, und es ist irrums- und verblendungsfähig. Und so muß die Gewißheit des Glaubens und die Wahrheit ihres sprachlichen Ausdrucks immer wieder für neues Verstehen freigelegt und erschlossen werden.²² Erst das ewige Leben selbst wird Theologie – wenn man so sagen darf – überflüssig machen.

Wissenschaftlich-theologische Aussagen über das ewige Leben haben infolgedessen keineswegs das ewige Leben selbst zum Gegenstand.²³ Sie haben die eschatologische Erwartung zum Gegenstand, die der Gewißheit des Glaubens innewohnt. Von prognostischen Sätzen über eine zeitlich mehr oder weniger weit entfernte zukünftige Situation sind sie kategorial verschieden. Mit empirischen Sätzen, die eine plötzlich interessant gewordene Sterbensforschung aufgrund der Berichte klinisch Toter, aber durch ärztliche Kunst Wiederbelebter bildet, haben sie nichts zu tun.

Die eschatologische Erwartung, die der Gewißheit des Glaubens innewohnt, wird besonders anschaulich in sprachlichen Äußerungen, die elementaren bekennenden Charakter haben. Eine solche Äußerung will ich hier rekonstruieren. Sie lautet: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er den Sohn, den einzig geborenen, gab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht zugrunde gehe, sondern ewiges Leben habe“ (Joh. 3, 16). Will man eine solche Äußerung in kritischer Abgrenzung eines möglichen Mißverstehens und für neues Verstehen rekonstruieren, so liegt es nahe, zwei Fragen zu erörtern: 1. Unter welcher Voraussetzung ist die eschatologische Erwartung ewigen Lebens möglich? 2. Ist die eschatologische Erwartung ewigen Lebens für die Gewißheit des Glaubens wesentlich, oder warum sollte sie nicht als eine überholte Vorstellung aufgegeben werden?

Erstens: Der Ausdruck ‚ewiges Leben‘ muß nicht von vornherein und in jedem Falle im Kontext religiöser Sprache vorkommen. Seine beiden Elemente ‚ewig‘ und ‚Leben‘ können durchaus in mehr oder weniger alltäglichen Redesituationen begegnen. „Ich kann hier doch nicht ewig warten“, so sagt vielleicht jemand, dessen Freundin sich um eine Stunde verspätet hat. Umgekehrt mag sie vielleicht eines Tages fragen: „Wirst du mich auch immer und ewig lieben?“ Und wer auf diese Frage wie Leonce in *Büchners* Komödie antworten wollte, der würde sagen: „Wenn ich dich nun noch fünftausend Jahre und sieben Monate liebe – ist’s genug? Es ist zwar viel weniger als immer, ist aber doch noch eine erkleckliche Zeit...“ Offensichtlich bewegen sich solche Sätze auf zwei verschiedenen Bedeutungsebenen. Auf einer Bedeutungsebene fungiert der Ausdruck ‚ewig‘ als Prädikat der Zeitwahrnehmung. Er bezeichnet die empfundene oder ersehnte Dauer. Auf der anderen Bedeutungsebene hingegen fungiert der Ausdruck ‚ewig‘ als ein Prädikat des bleibenden, endgültigen, unbedrohten Charakters des zeitlich Wahrgenommenen. Der melancholische Witz, der aus der Gegenfrage des Leonce spricht, beruht darauf, daß er die beiden Bedeutungsebenen voneinander abhebt und miteinander vertauscht. Übrigens können viele Passagen des Alten Testaments als Beleg für eine vergleichbare vorreligiöse und vortheologische Verwendungsweise dienen.²⁴

Wird nun der Ausdruck ‚ewiges Leben‘ im Kontext religiösen Sprechens verwendet, so wird er offensichtlich in doppelter Weise präzisiert. *Einerseits* wird hier jede mögliche Verwendungsweise nur sinnvoll unter der Voraussetzung, daß Gott wirklich und nicht unwirklich ist, daß er selbst ewig lebt oder in der Weise ewigen Lebens existiert. Die Erwartung ewigen Lebens impliziert die Behauptung, daß Gott ewig und leben-

dig ist. In dieser Behauptung liegen – im Unterschied zur metaphysischen Behauptung einer Ewigkeit der Welt – die beiden soeben differenzierten Bedeutungsebenen ineinander. Denn sie besagt, daß Gott der Schöpfer eines jeden sich zeitlich wahrnehmenden Lebewesens ist und als solcher keineswegs zeitlos, sondern nur frei von der Bedingung des Entstehens und Vergehens ist. Sie besagt aber ebenso, daß Gott jedem sich zeitlich wahrnehmenden Lebewesen in bleibender, endgültiger, unwiderrüflicher Weise zugewandt oder ihm treu bleiben kann. Wäre Gott selbst nicht in diesem Sinne ewig lebendig, so wäre eine auf ewiges Leben gerichtete Erwartung des Glaubens haltlos und damit unwahr.²⁵

Andererseits lehrt die johanneische Äußerung, daß die Erwartung ewigen Lebens noch eine *zweite* Behauptung impliziert. Sie operiert mit einem Gegensatz zwischen ‚Zugrundegehen‘ und ‚ewigem Leben‘ und sieht diesen Gegensatz *überwunden* durch den Sohn. Dieses Zugrundegehen ist nicht dasselbe wie das Sterben, dessen wir Menschen unausweichlich gewiß sind und das wir in der Todesangst stets vorwegnehmen. Dieses Sterben dient hier vielmehr der metaphorischen Bezeichnung eines tiefen Widerspruchs, in den sich ein zeitlich existierendes Lebewesen zu dem ewig lebendigen Gott stellt. Ein Sterben, ein Zugrundegehen kann dieser tiefe Widerspruch deshalb genannt werden, weil in ihm die uns Menschen wesentliche Beziehung zu Gott verlorengeht, aber auch deshalb, weil in ihm sich das Problem der Destruktivität, der Fähigkeit zu töten, stellt bzw. das Problem, sich oder anderen das Leben zu nehmen. Dieser Widerspruch wird überwunden durch den Sohn. Gott erweist sein ewiges Leben darin, daß er Jesus von Nazareth auf seinem Weg zum Tod am Kreuz das Ereignis seiner Liebe sein läßt. Infolgedessen ‚hat‘ der Glaube ‚ewiges Leben‘. Denn wer an Jesus als an das Ereignis der Liebe

Gottes glaubt, vermag sich selber zeitlich wahrzunehmen und zu verwirklichen als ein Lebewesen, dem Gott endgültig und unwiderruflich zugewandt bleibt, trotz des eigenen Beitrags zu einer Welt des tödlichen Widerspruchs. Insofern ist der Glaube an Jesus stets eine Freiheitserfahrung. Hätte die Gewißheit des Glaubens, wo sie vorhanden ist, nicht in der beschriebenen Weise Anteil an Gottes versöhnender Liebe, so wäre die eschatologische Erwartung gar keine Erwartung des Glaubens.

Damit kann ich zu der zweiten vorhin gestellten Frage übergehen. Was ich bis jetzt beschrieben habe, war der Grundgedanke einer präsentischen Eschatologie. Nun machen es aber die neuzeitlichen Schwierigkeiten mit der Eschatologie dringlich darzulegen, warum es für den Glauben noch wesentlich sein soll, ewiges Leben ‚jenseits‘ des Todes zu erwarten. Warum sollten wir nicht zugestehen, daß eine solche Erwartung einen unerträglichen Bruch mit aller sonstigen Wirklichkeitserfahrung darstellt? Warum sollte es nicht möglich sein, in dieser Hinsicht zur alttestamentlichen Einstellung zum Tode zurückzukehren? Es mag ja zutreffen, wie der Psychiater *Joachim Meyer* beobachtet hat, daß das Verlassen jeder Hoffnung über den Tod hinaus die Flucht in die Neurose begünstigt und also keineswegs einem Realismus des gelebten Lebens zugute kommt.²⁶ Aber hilfreich und tröstend wird eine solche Hoffnung doch nur unter der Bedingung sein, daß sie sich auf etwas Wirkliches, auf mögliche Wirklichkeit bezieht. Ich will zwei Begründungen dafür entwickeln, daß die Erwartung des zukünftigen ewigen Lebens einer möglichen Wirklichkeit entspricht.

„Der Tod ist ihr Kunstgriff, mehr Leben zu haben“, sagt *Goethe* über die Natur. Er ist in der Tat eine Bedingung organischen Lebens.²⁷ Doch das Sterben ist von vielen

Schrecken umgeben. Es scheint um so schrecklicher zu sein, je bewußter ein Lebewesen sich selbst wahrnimmt, und es scheint um so erschütternder zu sein, je intensiver wir den Sterbenden kennen, achten oder lieben. So zeigt sich uns das Sterben stets in doppeltem Aspekt. Für den Sterbenden enden alle gelebten und ebenso alle noch ungelebten Möglichkeiten seines Lebens, und es bricht mit seiner natürlichen Selbsterhaltung zugleich jener Konkretionsprozeß ab, in dem er eine besondere und unverwechselbare Ich-Identität ausgebildet hat. Eben damit bricht aber auch für die Lebenden jede Kommunikation mit ihm zusammen. Sie können dem Gestorbenen zwar durchaus noch weiterhin zugewandt bleiben, zunächst in der Form der Trauer und dann in der Erinnerung oder auch in der Auseinandersetzung, oder in Abscheu. Und je mehr Möglichkeiten ein Leben im Guten oder auch im Bösen verwirklicht hat, um so dauerhafter und um so herausfordernder wird es die Zukunft jenseits seines Sterbens bestimmen. Aber die Erinnerung wie auch die Auseinandersetzung hat es jedenfalls nicht mehr mit gelebter Gegenwart, sondern nur noch mit definitiver Vergangenheit zu tun. In ihr kommt der Gestorbene nicht mehr als ein anredbares Lebewesen, sondern nur noch als Resultat vor.

Die Erwartung zukünftigen Lebens verneint die Möglichkeit, daß auch für Gott mit dem Ende eines in zeitlicher Selbstwahrnehmung gelebten Lebens jede Kommunikation zusammenbricht. Denn diese Erwartung richtet sich auf den Gott, der der Welt der durch ihn lebendigen Wesen in endgültiger Weise zugewandt bleibt. Diese Zuwendung im Medium der Welt zu erfahren und in freien Akten zu erwidern, ist ja das Ziel der menschlichen Weise zu sein. Der Tod wäre dann und nur dann absolutes Ende der Person, wenn Gott nicht wäre – oder wenn Gottes Treue nicht ewig,

sondern veränderlich und vergänglich wäre. In diesem Falle wäre allein die tote und vergangene Wirklichkeit unendlich und ewig zu nennen. Es ist genau dieser bodenlose und widersprüchliche Gedanke, dem gegenüber ewiges Leben als Errettung aus ewigem Tode bezeichnet werden kann. Doch auch diese Überlegung bedarf noch einer Präzisierung. Sie knüpft daran an, daß das Sterben zugleich einen natürlichen Organismus und die Ausbildung einer Ich-Identität beendet. Nun habe ich vorhin darauf hingewiesen, daß der zitierte Satz aus dem Johannesevangelium das ‚ewige Leben‘, das ein Mensch im Glauben an Jesus hat, dem ‚Zugrundegehen‘ antithetisch gegenüberstellt. Es gibt in bestimmten lebenspraktischen Entscheidungen im Verhältnis zu Gott wie im Verhältnis zur Welt Anfänge ewigen Lebens mitten im Leben und insofern „ein Leben vor dem Tode“ (*Wolf Biermann*). Aber es gibt ebenso tiefe Differenzenerfahrungen. Je intensiver ein Mensch sein Leben führt und erlebt, desto krasser kann er den Unterschied empfinden zwischen dem, was ihm gelingt und glückt, und dem, was er wollte oder für notwendig hielt. Ich lasse es jetzt dahingestellt, ob dies generell für jedes menschliche Existieren gilt, welches überhaupt die Chance hat, ein eigenes Leben zu führen. Jedenfalls ist es ein nachprüfbarer Sachverhalt, daß sowohl ein individualgeschichtlicher wie auch ein sozialgeschichtlicher Rückblick auf die Praxis des Glaubens zu sehr unangenehmen und peinlichen Resultaten führt. Wie von einem dunklen Schatten ist der Glaube von der Erfahrung begleitet, daß er sich nicht in einer durchgehenden und einheitlichen Lebensform äußern kann. Er wechselt vielmehr mit Situationen ab, in denen er umschlägt in Unglauben oder in Aberglauben oder in denen er aus Gründen der Nächstenliebe notwendige Konflikte und Initiativen vermeidet, statt sie zu suchen. Und

auch sozialgeschichtlich ist er nicht zu eindeutigen Wirkungen gelangt. Nur mit Erschütterung kann man der Geschichte des Christentums in der Neuzeit nachgehen, wie es auf die industrielle Produktionsweise letztlich doch ratlos und ohnmächtig reagierte und dem Proletariat eine elementare Menschlichkeit schuldig blieb. Oder um noch ein anderes Beispiel heranzuziehen: Der heute erreichte Dialog zwischen den christlichen Konfessionen hat die moderne Staatenbildung mit ihrer Ausdifferenzierung politischer Herrschaft zur Voraussetzung und hat sich keineswegs unmittelbar als Resultat einer Einsicht vollzogen, die die jeweils andere Konfession mit der Verantwortung für die eine Wahrheit des Evangeliums behaftet. An solchen Erfahrungen wird der fragmentarische Charakter der Glaubensgewißheit beklemmend deutlich, und es kann evident werden, daß sich die Erwartung ewigen Lebens nicht auf ein besseres, sondern auf ein nicht mehr in sich widersprüchliches, auf ein vollkommenes Leben richtet.

Diese Erwartung läßt sich nicht mit den Mitteln einer Theorie der objektiven Unsterblichkeit denken, wie sie *A. N. Whitehead* im letzten Teil von „Prozeß und Realität“ entwickelt hat.²⁸ Der Grundgedanke dieser Theorie besagt, daß jedes wirkliche Ereignis des Weltprozesses in der ihm eigenen Konkretion auch über ein zeitliches Ende hinaus in Gottes ewiges Leben eingeht. In ihm wird es nach seinem destruktiven Charakter gerichtet, aber auch in seinen endlichen und unausgeschöpften Möglichkeiten gerettet und aufbewahrt. Obwohl es subjektiv, in bezug auf eigenes und anderes Bewußtsein, untergeht, geht es zugleich objektiv in Gottes eigenes Leben ein und prägt insofern Gottes „zweite Natur“ aus.²⁹ – Doch dieser spekulative Schluß in der Whitehead’schen Kosmologie wird der konkreten Wirklichkeit Gottes, so wie sie dem Glauben gewiß ist,

schwerlich gerecht.³⁰ Denn Gottes ewiges Leben wird hier einerseits in Beziehung gesetzt zu einem unendlichen Reich des Gewesenen, andererseits aber wird hier jedes Verhältnis zwischen Gott und den wirklichen Ereignissen aufgehoben. Und ferner muß hier die Tragweite der versöhnenden Liebe Gottes in der Existenz Jesu von Nazareth für Gottes eschatologisches Urteil unbedacht bleiben. Der Glaube an den Gott, der Jesus das Ereignis seiner Liebe sein läßt, erwartet Leben – individuelles und gemeinsames Leben – in Gottes ewiger Gegenwart, wie es für uns nur in einem metaphorisch gemeinten Tempus der Zukunft sagbar ist. Dies wäre ein theologischer Begriff von Unsterblichkeit.³¹

Ich habe eingangs die Tendenz zu charakterisieren versucht, daß für viele aufmerksame Zeitgenossen die Frage nach dem Leben an die Stelle der Frage nach ewigem Leben getreten sei. Ich habe zu zeigen gesucht, daß die ethische Wahrnehmung der Zukunft und die ethische Wahrnehmung des Sterbens im Zeichen einer fraglich gewordenen eschatologischen Erwartung an Intensität gewonnen hat. Lassen Sie mich, wenn auch in unzulässiger Kürze, mit einigen Worten noch auf die pragmatische Frage eingehen, wozu die Rekonstruktion des Ausdrucks ‚ewiges Leben‘, wie ich sie hier unternommen habe, dienlich sein kann.

Es gilt generell, daß eine solche theoretische Rekonstruktion niemals unmittelbar aus sich selber wirksam wird. Weder bewirkt sie unmittelbar die hier beschriebene Gewißheit des Glaubens, noch realisiert sie unmittelbar irgendwelche Handlungsziele, und seien sie noch so einsichtig. Sie kann nun wirksam werden und nur erprobt werden innerhalb einer Kirche, die gesellschaftlich existiert. Die pragmatische Frage einer theologischen Wissenschaft in bezug auf mein Thema kann daher nach meiner Auffassung nur lauten: Was willst du

mit deiner Rekonstruktion innerhalb einer Gemeinschaft des Glaubens, die in einer Gesellschaft existiert, erreichen, fördern und verstärken? Nun, ich will natürlich Mehreres erreichen. Lassen Sie mich jetzt nur zweierlei sagen in bezug auf die Folgen für unsere Maximenwahl.

Die Erwartung ewigen Lebens kann *erstens* das Verhältnis zum Tode verändern. Dies wird sich jedenfalls dann konkretisieren lassen, wenn wir fähig werden, unser Verhältnis zu Sterbenden zu ändern. Sterbende verlangen vor allem auch nach einem menschlichen Wort und nach einer einfachen Gebärde der Teilnahme. Aber was sollte jemand sagen können, der niemals die Auseinandersetzung mit dem Tode geführt hat? Und was sollte jemand ausdrücken können, für den es feststeht, daß der Tod „das absolute Ende der Person“ ist? Daß eine solche metaphysische Annahme es möglich macht, das Sterben freundlich zu gestalten, ist füglich zu bezweifeln.³² Wem es aber gegeben ist, ewiges Leben zu erhoffen, kann es lernen, seine Todesangst zu akzeptieren. Und wer es lernen kann, seine Todesangst zu akzeptieren, weil er letztlich um sich selbst unbesorgt sein kann, der kann es lernen, einem Sterbenden – wie man so sagt – beizustehen. Er kann einem Sterbenden darin beistehen, daß er ihm hilft, sich vom Leben zu lösen und zugleich seiner in Gottes ewiger Gegenwart bewahrten Identität gewiß zu sein. In diesem Sinne kann die Erwartung ewigen Lebens Grund der Maxime werden: gib keiner Todessehnsucht nach – aber lerne es, das Sterben zu bejahen.³³

Die Erwartung ewigen Lebens kann *zweitens* unser Verhältnis zur Zukunft bestimmen. Dies wird sich in dem Maße konkretisieren lassen, in dem wir fähig werden, das Leben zu *lieben* und es zugleich in seiner *Relativität* zu sehen. Die Erwartung ewigen Lebens verneint dieses Leben nicht – gerade sie macht es unendlich wichtig. Wenn es zu bestimmten Zeiten und in kon-

kreten Formen christlichen Glaubens so etwas wie eine Geringschätzung dieses Lebens gibt, dann ist dies ein schwerer Irrtum. Und wenn es in dieser Gesellschaft Ekel und Überdruß am Leben gibt, dann ist dies ein Symptom ungeheilter Krisen. Wem es gegeben ist, ewiges Leben zu erhoffen, der kann fähig werden, das zeitliche Leben, das eigene und das Leben der anderen, in seinem Prozeß in die Zukunft unendlich wichtig zu nehmen – deshalb unendlich wichtig zu nehmen, weil wir in ihm die werden, die wir für Gottes ewiges Leben sind. Aber die, denen es gegeben ist, ewiges Leben zu erhoffen, können auch fähig werden, das zeitliche Leben in seiner Relativität zu sehen. Sie können es lernen, das eigene Leben in seiner Beziehung zu den schrecklichen Lebensbedingungen so vieler anderer Menschen auf dieser Erde zu sehen, und sie können sich klar werden, daß sie in ihrem eigenen Leben über die Lebensbedingungen zukünftiger Generationen mitentscheiden, ja sie verhindern. Sie können es sich zur Aufgabe machen, Lebensbedingungen zu denken und herbeizuführen, die nicht nur lebenswert, sondern auch lebensdienlich sind, statt nur der Lebenssteigerung zu dienen. Ohne das Eingeständnis der Todesangst läßt sich das Leben in seinem unendlichen Gewicht und in seinem relativen Recht wohl kaum leben. In diesem Sinne kann die Erwartung ewigen Lebens, in der man das ewige Leben im Rücken hat, wie ein Ruderer das Ziel, dem er entgegenrudert³⁴, Grund der Maxime werden: lerne es, dich des zeitlichen Lebens zu freuen, aber verteidige zugleich das Leben gegen den Tod.

Theologische Wissenschaft – so sagt eine alte Definition – ist eine *scientia eminentis practica*, eine eminent praktische oder praxisbezogene Wissenschaft. Gerade indem sie die Erwartung ewigen Lebens rekonstruiert, will sie einer Lebenskunst dienen, die Denken und Handeln, Erkennen und Entscheiden vermittelt in der Form des

Gebets. Sie läßt sich nicht einfacher und nicht komplexer zum Ausdruck bringen, als in den Worten des Friedensgebets, das dem heiligen Franziskus zugeschrieben wird:

Denn wer da hingibt, der empfängt;
wer sich selbst vergißt, der findet;
wer verzeiht, dem wird verziehen,
und wer stirbt, erwacht zum ewigen Leben.

Anmerkungen:

- ¹ Jonas, H.: Das Prinzip Verantwortung. Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation, 1979, bes. 199 ff.; 316 ff.; 348 ff.
- ² Vgl. ihre Darstellung bei Ph. Ariès: Geschichte des Todes (1978), 1982.
- ³ Nicht im kulturkritischen, sondern im gesellschaftskritischen Sinne hat sie Ch. von Ferber entwickelt: Soziologische Aspekte des Todes. Ein Versuch über einige Beziehungen der Soziologie zur Philosophischen Anthropologie, in: ZEE 7 (1963), 338–360. Der Destruktion dieser Hypothese widmet sich die Arbeit von W. Fuchs: Todesbilder in der modernen Gesellschaft (1969), 1973, geleitet vom Konzept des natürlichen Todes.
- ⁴ Diese Hypothese ist angedeutet in dem Essay von N. Elias: Über die Einsamkeit der Sterbenden in unseren Tagen, 1982, bes. 88 ff. Ihr liegt seine Theorie des Zivilisationsprozesses zugrunde.
- ⁵ A. a. O. 70. Vermutlich ist sich Elias nicht darüber im Klaren, daß es sich hier um eine metaphysische und nicht etwa um eine theoretische Aussage handelt; mit ihr wird eine historisch relative Überzeugung absolut gesetzt.
- ⁶ Vgl. den Überblick bei G. Scherer: Das Problem des Todes in der Philosophie, 1979. Auf einer „nicht herrschenden Linie“ bewegt sich wohl das Denken von W. Cramer (vgl. die Hinweise bei Scherer, 37 ff.) und von Ch. Hartshorne (siehe: A Natural Theology for Our Time, 1981⁴, bes. 55 f.).
- ⁷ Auf diese Maxime laufen die Überlegungen von N. Elias, a. a. O. 100, hinaus, wenngleich die mögliche Konkretisierung dieser Maxime schlicht auf eine unbestimmte Zukunft verschoben werden.
- ⁸ Dies hat R. Koselleck herausgestellt: Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt (1959), 1973³, bes. 137 f.
- ⁹ Die Untersuchung von M. Greschat: Das Zeitalter der Industriellen Revolution. Das Christentum vor der Moderne, 1980, besticht wegen ihrer differenzierten Darstellung der Pluralität und der Ambivalenz kirchlichen Verhaltens zu den Problemen der Industriearbeiterschaft.

- ¹⁰ Vgl. bes. die Studie „Neuzeit“. Zur Semantik moderner Bewegungsbegriffe. In: *Koselleck, R.*: *Vergangene Zukunft*, 1979, 300–348.
- ¹¹ Diese Zentrierung tritt besonders klar zu Tage, wo die Dogmatik nach analytischer Methode organisiert wird. Dafür als gut zugänglicher Beleg: *König, J.F.*: *Theologia positiva acroamatica* (1664), 1699, §§ 287 sqq.; wieder abgedruckt bei *C.H. Ratschow*: *Lutherische Dogmatik zwischen Reformation und Aufklärung*, II, 1966, 248 ff.
- ¹² Mit dieser Aussage soll natürlich die Wirkungsgeschichte und die hermeneutische Fruchtbarkeit der Metapher ‚Reich Gottes‘ in der vorneuzeitlichen Geschichte der Kirche nicht unterschätzt werden. Hier soll nur aufschlußreicher Sachverhalt betont werden, daß die Metapher ‚Reich Gottes‘ an Stelle der Metapher ‚ewiges Leben‘ integrierende Funktion gewinnen kann. Im übrigen steht eine *Problemgeschichte der Eschatologie* noch aus.
- ¹³ Siehe *D. Bonhoeffer*: *Widerstand und Ergebung*, Neuausgabe 1970, 401: „Ich habe in den letzten Jahren mehr und mehr die tiefe Diesseitigkeit des Christentums kennen und verstehen gelernt.“
- ¹⁴ *Kant, I.*: *Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft* (1793) zit. nach: *I. Kant*, *Werke* in sechs Bänden, hrsg. von *W. Weischedel*, 1975, IV, 755 ff.
- ¹⁵ A. a. O. 757.
- ¹⁶ A. a. O. 756.
- ^{16a} Vgl. *Friedrich Schlegel*: „Der revolutionäre Wunsch, das Reich Gottes zu realisieren, ist der elastische Punkt der progressiven Bildung und der Anfang der modernen Geschichte.“ (zit. nach *R. Strunk*: *Politische Ekklesiologie im Zeitalter der Revolution*, 1971, 142).
- ¹⁷ Vgl. *J. Weiß*: *Die Predigt Jesu vom Reiche Gottes*, 1898.
- ¹⁸ *Bonhoeffer*, a. a. O. 369.
- ¹⁹ A. a. O. 375.
- ²⁰ Der Zionismus identifiziert sich, sofern ihm an der religiösen Tradition des Judentums gelegen ist, mit der prophetischen, nicht mit der apokalyptischen Wurzel biblischer Eschatologie.
- ²¹ Mit dieser Bestimmung des Gegenstandsbereichs von Theologie bzw. von Dogmatik beziehe ich mich auf die neuerdings vielfach eingeschränkte Unterscheidung zwischen Glaube und Reflexionsgestalt; vgl. etwa *G. Ebeling*: *Dogmatik des christlichen Glaubens*, I, 1979, 47 ff.
- ²² *Ebeling* hat, a. a. O. 50 ff., die beiden Gesichtspunkte der „konzentrischen Kohärenz“ und der „situationalen Konkretion“ entwickelt.
- ²³ Genauer gesagt: das in solchen Aussagen Gemeinte und Gewußte kann nur die eschatologische Erwartung des Glaubens sein. Diese impliziert allerdings Aussagen über die ontologische Möglichkeit von so etwas wie ewigem Leben.
- ²⁴ Vgl. *E. Jenni*: Art. olām Ewigkeit, in: *ThHAT*, II, 1976, Sp. 228 ff.
- ²⁵ Vgl. hierzu auch *Ebeling*, a. a. O. 243: „Deshalb kehrt sich das Attribut der Ewigkeit als Gottesprädikat auch dem Menschen zu in der Zusage ewigen, erfüllten Lebens.“
- ²⁶ Siehe *J.-E. Meyer*: *Tod und Neurose*, 1973, bes. 22 ff., 27 ff., 53 f. Bemerkenswert ist es übrigens, daß sich Meyer aus psychiatrischer Sicht sehr kritisch auf die in der neueren protestantischen Theologie üblich gewordene Entgegensetzung von Unsterblichkeitsglaube und Auferstehungshoffnung bezieht; vgl. bes. 68 ff. und *ders.*: *Die Vergänglichkeit des Menschen: Psychotherapeutische Fragen an die Theologie*. In: *EvTh* 41 (1981), 57 ff.; dazu *H.-G. Geyer*: *Tod und Endlichkeit*, *EvTh* 41, 1981, 84 ff.
- ²⁷ Vgl. die Bemerkung bei *C.F. v. Weizsäcker*: *Der Tod*. In: *Der Garten des Menschlichen. Beiträge zur geschichtlichen Anthropologie*, 1978⁶, 145 ff. 151: „Man muß nun sagen, daß erst die Evolution den Tod geschaffen hat, und zwar mit schrittweise steigender Schärfe.“
- ²⁸ *A. N. Whitehead*: *Prozeß und Realität. Entwurf einer Kosmologie*, 1979, 616 ff.
- ²⁹ Vgl. auch *Hartshorne*, a. a. O. 56: „And we can in this life be aware of ourselves as *already immortal elements in deity* (Hervorhebung Verf.), and so by love we participate now in our immortality.“ Whiteheads spekulativer Gedanke dürfte auch für *Paul Tillich*s Eschatologie einflußreich geworden sein; vgl. *Systematische Theologie*, III, 1966, bes. 446–459.
- ³⁰ Vgl. hierzu die kritische Darstellung von *M. Welker*: *Universalität Gottes und Relativität der Welt. Theologische Kosmologie im Dialog mit dem amerikanischen Prozeßdenken nach Whitehead*, 1981, 109 ff., bes. 121 ff.; *ders.*: *Whiteheads Vergottung der Welt*. In: *NZStHrph* 24 (1982), 185–204.
- ³¹ Die Zentrierung der Eschatologie auf die Metapher ‚ewiges Leben‘ würde – nebenbei bemerkt – die Möglichkeit bieten, die hochgespielte Antithese von ‚Auferstehung‘ und ‚Unsterblichkeit‘ zu überholen.
- ³² Vgl. *J.-E. Meyer*, in: *EvTh* (1981), 57 ff., bes. 65.
- ³³ Vgl. *G. Sauter*: *Leben in der Einheit von Tod und Leben*. In: *EvTh* 41 (1981) 46 ff., 55: „Das Ja zum Sterben entspringt der *Einheit von Leben und Tod im Handeln Gottes*, der uns in den Tod gibt und ins Leben ruft.“
- ³⁴ Vgl. *S. Kierkegaard*: *Christliche Reden* (1848). In: *Ges. Werke*, übers. von *E. Hirsch*, 20. Abt., 1959, 77 f.

Anmerkungen zum Thema „Genie – Irrsinn – Ruhm“

Die Frage nach den Beziehungen zwischen „Genie und Irrsinn“ wurde schon oft gestellt. Der Psychiater Lange-Eichbaum hat wohl zuerst die eigentümlichen Zusammenhänge beleuchtet, die zugleich mit dem Genie-Ruhm bestehen, und mit dem Titel seines Buches das Thema formuliert, von dem hier die Rede sein soll.

I

Tellenbach berichtete auf einer psychiatrischen Vortragsveranstaltung über folgende Angaben eines Mannes:

Er sei von einer Gesellschaft gekommen, wo er die Seele war. Die Einfälle wären ihm nur so zugeflossen, alle hätten gelacht, ihn bewundert. In Hochstimmung zu Hause angelangt, hätte sich ein leichtes Jucken an der Nase bemerkbar gemacht, und, von dort ausgehend, hätten sich alle Schrecknisse tiefster Verzweiflung über ihn ausgebreitet, so daß er im Selbstmord den einzigen Ausweg zu sehen glaubte.

Wenn man das so unvermittelt hört, denkt man, es handle sich um ein Zitat aus einer psychiatrischen Krankengeschichte. Verstehen kann man diesen Stimmungsumschwung nicht; es scheint, der Mann muß behandelt werden. Was er da sagt oder schreibt, kann man nur als Symptomatik einer Krankheit ernst nehmen – wie Bürger-Prinz gesagt hätte: als Äußerung einer irrationalen Bewegung der Vitalschicht. Man denkt: Vielleicht wird der Mann eines Tages wieder gesund und mag dann zu höchsten oder tiefsten Erkenntnissen oder Kunstschöpfungen fähig sein. Aber so wie er da ist, kann er kaum etwas zustande bringen, das als Werk – nicht nur als Äußerung von Krankheit – ernst zu nehmen wäre.

Damit aber hätten wir uns gründlich geirrt; denn der Mann, von dem Tellenbach berichtete, war Kierkegaard. Man hat sein Leben einen Ozean grübelnder Schwermut genannt, aus dem nur wie vereinzelte, verlorene Inseln Zustände fragwürdiger Heiterkeit und scheinbar lebensbejahender Aktivität aufragten. Und gerade in und mit seinem aus Schwermut, Angst und Verzweiflung geborenen Werk leitete er die epochale philosophische Wendung zum Existentialismus ein.

Man kann sich Werk und Wirkung wohl kaum denken ohne diese Schwermut, die in jede der Äußerungen hineingewebt ist, man kann das nicht reduzieren auf sachliche Informationsgehalte, man kann nicht absehen von der Tönung und Färbung, die eine extreme Befindlichkeit seiner Sprache und seinem Denken mitgegeben hat.

Aber das ist nicht nur bei Kierkegaard so. Man findet wohl bei den meisten oder doch bei sehr vielen Menschen, die wir als „Genies“ bezeichnen, Züge des Befremdlichen, Rätselhaften, des Bedrohlichen oder des Bedrohtseins – etwas, das uns nicht so ganz geheuer vorkommt. Und viele Geniale sind tatsächlich in Geisteskrankheit verfallen: Tasso, Lenau, Schumann, Nietzsche, Hölderlin.

Dies hat die Menschen schon seit der Antike beschäftigt: Aristoteles fragte, warum alle außergewöhnlichen Menschen und vor allem die Philosophen „Melancholiker“ seien; Plato war geradezu fasziniert von der „Mania“, dem „göttlichen Wahnsinn“ der Dichter; er unterschied zwischen „Mania“ aus dem Grunde menschlicher Krankheiten und „Mania“ infolge einer

von den Göttern bewirkten Veränderung, erwähnt aber auch die Gefahr, in „Amentia“ zu verfallen, in krankhaften Wahnsinn.

Von Goethe liegen zahlreiche Äußerungen vor über die Bedrohungen vom Wahnsinn, vom Kampf gegen den Sturz in den Abgrund; auch Schiller fürchtete manchmal, sich „auf einem zu pathologischen Wege zu befinden“. Ein Buch von Stefan Zweig über Hölderlin, Kleist und Nietzsche trägt den Titel: „Der Kampf mit dem Dämon“. Lombroso, der italienische Mediziner und Kriminalpsychologe – bekannt geworden durch seine Lehre vom „geborenen Verbrecher“ – veröffentlichte 1864 das Buch „Genio e follia“, das in der deutschen Übersetzung von 1887 den Titel „Genie und Irrsinn“ trägt. Während man bei Lombroso noch viel Verworrenes und Widersprüchliches feststellte, näherte sich der Leipziger Nervenarzt Möbius um 1900 dem Problem konsequent mit klinisch-diagnostischem Blick. Er verfaßte eine Reihe von „Pathographien“, so über Rousseau, Goethe, Nietzsche und Schopenhauer. Aufsehen und Empörung hat vor allem seine Nietzsche-Pathographie erregt, in der er dessen Entwicklungsgeschichte als die Geschichte einer progressiven Paralyse fachmännisch darstellte. Thomas Mann hat ihn gegen den Vorwurf des Banausentums in Schutz genommen: Er, Thomas Mann, habe an der allgemeinen Entrüstung darüber nicht teilnehmen können. Möbius sage, auf seine Weise, die unbestreitbare Wahrheit. Allerdings, betonte Thomas Mann: Immer noch kommt es darauf an, *wer* krank wird. – Nebenbei bemerkt: Auch Jaspers hat sich unter klinisch-diagnostischem Blickwinkel mit Nietzsche beschäftigt, und mit Werner Ross wird man wohl an der Richtigkeit von Möbius' Diagnose seine Zweifel haben müssen. Denn immerhin zeigt Nietzsches Leidensgeschichte einige auffallende Ähnlichkeiten

mit der seines Vaters, und das scheint doch eher auf ein Erbleiden als auf eine Lues hinzudeuten. (Möbius ist übrigens neuerdings wieder ins Gespräch oder besser ins Gerede geraten mit seinem Buch: „Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes“.)

In den genannten Äußerungen und Titeln zum Genieproblem spiegeln sich alle die unterschiedlichen Auffassungen wider, die die Menschen vom „Wahnsinn“ überhaupt gehabt haben: Aspekte des Religiösen, des Dämonischen scheinen auf, dann später ein gewissermaßen „atheistischer“ Aspekt der kühlen klinisch-psychiatrischen Diagnostik. Diese Richtung hat übrigens ihre Vorläufer in Entlarvungs- und Erklärungsversuchen des 18. Jahrhunderts: Es hieß damals: „Genie ist Fleiß“ (kritischer Einwurf: Wenn es der Fleiß eines Genies ist!), „Genie ist Geduld“ (so Helvetius um 1750), „Genie ist künstlich anzuerziehen“. Später – milieutheoretisch: „Genie ist ein Produkt der Konstellation“. – Schließlich wäre noch ein erbbiologischer oder biologistischer Aspekt zu nennen: „Genie ist Begabung“; „das Genie ist mit besonders vielen Hirnzellen ausgestattet“, Genies sind sozusagen „Gehirnriesen“¹. – Natürlich finden wir bei Genies meist besondere Begabungen, denen man wohl auch ein entsprechendes hirnologisches Substrat zuordnen muß. Aber dies allein reicht nicht – damit wären wir nur bei den Vorstellungen angelangt, die sich der Philister so macht. Kretschmer sagt, der Philister kann sich ein Genie nicht anders vorstellen denn als einen überdimensionalen Philister. Diese Leute haben ihre „Olympier“, ihren „Eisernen Kanzler“ und hatten ihren „größten Feldherrn aller Zeiten“.

II

Jetzt käme man eigentlich zu der Frage: „*Was ist ein Genie?*“? Darüber ließe sich

endlos reden; ich möchte es da mit Kretschmer halten: *Wer als Genie gilt*, darüber sind wir uns weitgehend einig; allenfalls kann man darüber streiten, ob dieser oder jener noch dazugehört, ob man ihm nur „eine gewisse Genialität“ oder „geniale Züge“ oder „große Bedeutung“ zugestehen sollte. – Der Frage, ob Christus oder Mohammed etwa ein „Genie“ gewesen sei, soll hier nicht nachgegangen werden. Auszuscheiden von der Diskussion wären auch die fraglichen „Tatgenies“, die nur durch Zufall oder aufgrund einer besonderen „Konjunkturlage“ zu Ruhm gekommen sind. Kretschmer nennt da Kolumbus, der Amerika nur infolge eines Irrtums entdeckt hat. Ich möchte hier aber nicht darüber diskutieren, ob man das „Nationalgenie der Spanier“ nicht vielleicht auch anders sehen könnte.

Interessanter scheint mir die Frage zu sein, wie es dazu kommt, daß die Menschen jemanden als Genie anerkennen, bewundern oder auch sozusagen als „Negativ-Genie“ verdammen: *Wie entsteht „Genie-Ruhm“?* Lange-Eichbaum geht davon aus, daß es letztlich ein bestimmter „Gefühlsakkord“ ist, der die Menschen veranlaßt, jemandem über Generationen hinweg den Ruhmestitel „Genie“ zu verleihen. Er fragt, welches denn die einzelnen Töne sind, aus denen sich dieser „Genie-Akkord“ zusammensetzt. Ich kann sie hier nur in aller Kürze nennen: Es ist zunächst der Eindruck des Überlegenen, Erhabenen, Ehrfurchtgebietenden, wie er etwa bei Goethe, Bismarck, Napoleon oder Alexander das Bild wesentlich mitbestimmt. Lange-Eichbaum bezeichnet dies als „Majestas“. – Als weiteres Element des Faszinierenden nennt er das „Energicum“ – etwas Mißbreißendes, Kraftvolles, Zwingendes, feurig-leidenschaftlich Bewegtes. Nicht fehlen darf das Bestrickende, Bezaubernde, Gefühlserhebende, das Lange-Eichbaum als „Fascians“ bezeichnet. Seine Rolle in der sog.

„schönen Kunst“ ist uns allen geläufig. Ernst Jünger hat aber darauf hingewiesen, daß in bestimmten Konstellationen bestrickende Liebenswürdigkeit auch ein oft weit unterschätzter Machtfaktor sein kann, und Friedrich Sieburg hat sehr eindrucksvoll geschildert, wie Napoleon seinen Soldaten durch sein „berühmtes Lächeln“ und durch seine Reden ein Gefühl der Erhöhung vermitteln konnte, das sie zu höchsten Einsätzen bereit machte und „über sich selbst hinauswachsen ließ“. – Umgekehrt kann Macht auch das Schönheitsempfinden mitbestimmen; das Sprichwort sagt: „Der Häuptling singt immer am schönsten“. – Ein weiterer Ton im „Genie-Akkord“ ist das Besondere, Fremdartige, Rätselhafte, von Lange-Eichbaum als das „Mirum“ bezeichnet.

Dazu möchte ich als Beispiel aus eigener Erfahrung die Vorlesungen Heideggers anführen. Obwohl sie erst in den frühen Abendstunden stattfanden, war das Freiburger Auditorium Maximum jedesmal schon mittags bis auf den letzten Platz belegt, die Vorlesung mußte teilweise noch in zwei weitere Hörsäle übertragen werden. Und ich möchte wetten, nicht einmal einer von 50 Zuhörern hat Heideggers Ausführungen wirklich verstanden. Aber trotz seines recht unscheinbaren Äußeren und der eigentlich etwas trockenen Redeweise hatte man den unbedingten Eindruck, hier werde etwas mit geradezu zwingender Folgerichtigkeit abgehandelt, aber eben auf höchstem Niveau, und so, daß man eben gerade nicht mehr so ganz mitkam. – Der Rechtsphilosoph Erik Wolf erzählte uns in einem Seminar, er habe eine Studentin im Examen, die nicht sehr viel von Jurisprudenz wußte, nach ihren Interessen gefragt. Sie habe ihm Heidegger genannt. Über den Inhalt seiner Vorlesungen habe sie aber immer wieder nur sagen können: „Es war einfach wunderbar.“

– Den bisher genannten positiven Gefühlstönen gesellt sich jetzt ein negativer hinzu, den Lange-Eichbaum als „Tremendum“ bezeichnet: Etwas Unheimliches, leise Grauerregendes, Dunkles, Dämonisches, Bedrohliches, das die Nähe zum Abgrund ahnen läßt. – Hinzu kommt schließlich zu alledem, daß der Ruhm als anerkannte, sozusagen sanktionierte Größe,

den Berühmten fortlaufend neuen Ruhm zuträgt, weil sie schließlich zu Symbolfiguren der Nation geworden sind, wie etwa Goethe oder Shakespeare: Das „Sanktum“ nennt es Lange-Eichbaum. Bei Dichtern und Komponisten kommt es im „Klassiker-Ruf“ zum Ausdruck, Staatsmännern trägt es den Beinamen „Der Große“ ein. Daß bei den verschiedenen Genies jeweils einer oder mehrere dieser Töne vorherrschen, daß sie beim einen mehr von der Person, beim anderen mehr vom Werk oder vom Schicksal ausgehen, versteht sich. Manche Töne dieses Genie-Akkordes scheinen aber so beschaffen zu sein, daß sie nur von jemanden zum Erklingen gebracht werden können, der sich an der Grenze zum Pathologischen befindet.

Zugleich stellt sich hier die Frage, ob es nicht überhaupt des „Pathologischen“ bedürfe, um bestimmte Genies und „Genie-Leistungen“ hervorzubringen. Gottfried Benn, der übrigens mit großer Anteilnahme die Arbeiten Lange-Eichbaums aufgegriffen hat, ist schon früh der Frage nachgegangen, ob sich derartiges nicht auch durch Drogen provozieren ließe (ein Aufsatz von ihm trägt den Titel: „Provoziertes Leben“); heute steht dafür das Schlagwort von den „bewußtseinserweiternden Drogen“. Es bezeichnet einen Vorgang, in dem die Problematik in einer oft verhängnisvollen Weise trivialisiert worden ist.

III

Was hat es nun auf sich mit diesem „Pathologischen“, das in dem Schlagwort „Genie und Irrsinn“ angesprochen ist?

Weit verbreitet ist die Vorstellung, Genie sei *Überkompensation eines Mangels*; man verbindet sie meist mit dem griechischen Redner Demosthenes. Demosthenes soll ein Stotterer gewesen sein, der dieses Leiden mit äußerster Energie bekämpft hat. Er soll Steine in den Mund genommen und

gegen das Brausen des Meeres angeredet haben. So sei er schließlich zum größten Redner seiner Zeit geworden. – Tatsächlich erleben wir es immer wieder, daß das Bestreben nach Überkompensation eines Mangels in der psycho-physischen Ausstattung einen Menschen zu ganz außergewöhnlichen Leistungen motiviert. Mißwuchs oder Kleinwuchs werden hier angeführt, etwa bei Lichtenberg, Napoleon oder Wagner. Natürlich muß eine außergewöhnliche Begabung hinzukommen. Aber wenn man nun meint, Wagner oder Napoleon wären nur wegen des Zusammentreffens von Begabung und Kleinwuchs Genies geworden, dann bleibt man doch wiederum in einem recht philisterhaften Ansatz stecken. Hochbegabung plus Fleiß plus Kleinwuchs, Stottern u.ä. reichen ganz gewiß nicht, um ein Genie hervorzubringen. Als groteskes Beispiel ist mir erinnerlich, daß jemand die Auffassung vertreten hat, Goethe sei nur wegen seiner zu kurzen Beine ein so großer Dichter geworden. Es muß also noch etwas im Psychischen hinzukommen – etwas, für das so oft das Schlagwort „Irrsinn“ verwendet wurde.

Was ist „Irrsinn“? Daran rätselt die Menschheit seit jeher, und genau weiß man es eigentlich immer noch nicht. Was im Altertum die „pathologischen Körpersäfte“ waren, sind heute die Störungen zentraler Überträgersubstanzen, der „Transmitter“. Früher entschieden wohl m.o.w. vage Auffassungen der Umgebung darüber, ob jemand nur als eine vom Durchschnitt abweichende „abnorme Persönlichkeit“ oder als „irrsinnig“ zu gelten hatte. Und bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts gab es auch in der Medizin über das Wesen des „Irrsinns“ nicht minder vage Vorstellungen. Sie wurden vielfach mitbestimmt von Philosophen, die sich über das „Irrsein“ äußerten. So wurde von ihnen (u. a. auch von Kant) gefordert, die Sachverständi-

gentätigkeit in gewissen forensisch-psychiatrischen Fragen der philosophischen Fakultät zuzuweisen. Der Psychiater Heinrich (1773–1834), ein Vertreter der „romantischen Psychiatrie“, meinte, Versündigung, Unmoral und Laster seien die Ursachen des Wahnsinns; von ihm stammt der Satz: „Die Unschuld wird niemals wahnsinnig, nur die Schuld wird es.“ Er forderte dementsprechend, geistesranke Täter genauso zu bestrafen wie gesunde. – Verbreitet war damals allgemein die Neigung, der Geisteskrankheit wie einer Sünde moralisierend-straftend zu begegnen. Das klingt noch an in den Verbindungen von Genie, Wahnsinn und Teufelspakt. Eine entscheidende Wendung brachte (um 1860) die These: „Geisteskrankheiten sind Gehirnkrankheiten“: Erst damit wurde der Weg bereitet, diese Patienten wirklich als Kranke zu respektieren und sich zunächst um rational durchdachte ärztlich-diagnostische Konzepte zu bemühen, um schließlich zu einer angemessenen, wissenschaftlich begründbaren Behandlung zu gelangen. Vieles psychisch Abnorme hat man inzwischen als Folge bestimmter Krankheitsprozesse erkannt, so etwa bei der Paralyse, der Cerebralsklerose oder den Hirnatrophien. Bei den beiden „großen endogenen Psychosen“, der Schizophrenie und den früher als „Manisch-depressives Irresein“ bezeichneten „affektiven Psychosen“ kennt man die Ursache noch nicht. Aber es war eine der ganz großen Leistungen der Psychiatrie, daß sie hier Krankheiten mit charakteristischer, beschreibbarer und diagnostizierbarer Symptomatik erkannte, die – wie andere körperliche Krankheiten – ärztlicher Behandlung bedurften. Die These von der „Somatogenese“ (körperlichen Bedingtheit) dieser Krankheiten ist allerdings immer wieder in Frage gestellt worden und wird es auch heute noch – nicht nur von einer ideologisch ausgerichteten „Anti-Psychiatrie“,

die hinter den Geisteskrankheiten gesellschaftliche Ursachen vermutet, sondern auch von klinischen Psychiatern wie M. Bleuler. Er meint, daß es „Gesundes im Schizophrenen“ und „Schizophrenes im Gesunden“ gibt; die Krankheit gehe aus Wechselwirkungen vorgegebener Dispositionen und traumatisierender Lebensverhältnisse hervor.

Jedenfalls aber bekam man mit der Entwicklung einer differenzierten psychiatrischen Diagnostik zugleich und sozusagen nebenbei ein geistiges Instrumentarium in die Hand, mit dem man dem Genieproblem in anderer Weise begegnen konnte als mit vagen Vorstellungen über „Irrsinn“ und „Dämonen“. – Das hat nun für Psychiater mancherlei neue Betätigungsfelder eröffnet, die außerhalb des eigentlichen ärztlichen Bereichs liegen. So hat man denn auch z. B. dem Berliner Nervenarzt Möbius vorgeworfen, er versuche, dem Genieproblem mit ziemlich platten diagnostischen Intentionen zu Leibe zu rücken. – Lange-Eichbaum hat wohl zuerst die eigentümlichen Bedingungen des Genieruhms in ihrer Verschränkung mit Abnormität und Krankhaftigkeit herausgearbeitet. In einer mir vorliegenden (von Kurth) bearbeiteten Auflage von 1961² findet man nun nach einer sehr differenzierten Darstellung der Zusammenhänge zwischen Genie, Irrsinn und Ruhm und nach umfangreicher Diskussion der einschlägigen Literatur – ich möchte fast sagen, verblüffenderweise – eine gleichwohl imposante Auflistung aller größeren und kleineren Genies von Alexander über Amenhotep IV., Jesus, Hitler und Napoleon bis Zola, und zu jedem dieser Namen ist stichwortartig angegeben, wer alles in der Welt welche pathologischen Erscheinungen oder Krankheiten beschrieben oder vermutet hat. Über Napoleon heißt es da gleich zu Anfang: „Im Zorn Zittern der linken Wade“ – mit Hinweis auf Nr. 357 des

2860 Positionen umfassenden Literaturverzeichnis³. – Jaspers, der ja ursprünglich Psychiater war, hat sich in einigen Schriften sehr behutsam mit der Problematik „Genie und Krankheit“ befaßt. Mit Begeisterung, meine ich, wird man immer noch Ernst Kretschmers „Geniale Menschen“ lesen, auch wenn viele Psychiater ihm in manchem vielleicht nicht zustimmen. Jaspers hat mancherlei gegen ihn eingewendet und ihm das liebenswürdige, aber doch auch zweifelhafte Kompliment gemacht, die Wirkung seiner Werke sei „die unmittelbare Überzeugungskraft eines Kunstwerks“. – Die künstlerischen, literarischen und philosophischen Neigungen von Psychiatern sind nicht nur außerhalb der Medizin auf Kritik gestoßen, sondern wurden auch von Kollegen skeptisch gesehen: Bochnik hat von „halbschöner Literatur“, Bürger-Prinz von „Psychiatrie als Kunstgewerbe“ gesprochen. – Immerhin hat er selbst einen Handbuchbeitrag über künstlerische Arbeiten Schizophrener geschrieben, und ein Philosoph wie Jaspers hat als Psychiater angefangen. Unsere geistige Landschaft wäre ohne Werke wie die von Kretschmer und Lange-Eichbaum wohl um einiges ärmer.

Aber was ist es denn nun, was das Genie so in die Nähe zum „Irrsinn“ bringt – oder den „Irrsinn“ in die Nähe des Genies? – Man hat vorzugsweise die erste dieser beiden Fragen in einer großen Anzahl von „Pathographien“ behandelt; so hat Kretschmer die „psychopathologischen Teilelemente“ als Bedingungen des Außerordentlichen bei Genialen dargestellt; Lange-Eichbaum, dem die Begriffe der Psychiatrie dafür zu eng waren, prägte den Ausdruck: „Das Bionegative“, um alles „ungünstig Biologische“ zu erfassen. – Die zweite Frage – die Frage nach der Nähe des „Irrsinns“ zum Genie – scheint auf hinter der Beschäftigung mit den künstlerischen Produktionen Kranker. Gelegent-

lich wurde auch schon ein Schritt weiter getan und die Schizophrenie als „eigentliche Genialität“ in unserer konformistischen Zeit bezeichnet (wenn auch m. W. nicht von Psychiatern), und man hat auch schon bestritten, daß es sich hier überhaupt um eine Krankheit handle. Immerhin betonte Jaspers, obwohl er ohne Zweifel die endogenen Psychosen als körperlich begründete Krankheiten verstand, daß hier zugleich extreme geistige Möglichkeiten des Menschen gelebt und erlebt werden (z. B.: „So wird etwa der Nihilismus und Skeptizismus in absoluter Vollendung nur in den Psychosen erfahren“). – Gehen wir also einmal von diesen Extrempositionen aus, d. h. von den bekannten Symptomen endogener Psychosen, und werfen von dort aus einen Blick auf jene Eigenschaften, die wir als „extreme Begabungen“ aufzufassen gewohnt sind.

IV

Für die *manisch-depressiven Erkrankungen* ist charakteristisch, daß sie in zeitlich abgrenzbaren, bei vielen Patienten in wiederkehrenden Phasen ablaufen. Dabei kann es sich um rein manische oder um rein depressive Phasen handeln, um einen Wechsel zwischen manischen und depressiven Phasen oder um „Mischbilder“, bei denen in einer Phase depressive und manische Zustände auftreten, oft in schnellem oder sogar abruptem Wechsel. Es handelt sich um Störungen vor allem von Stimmung und Antrieb.

In der *Manie* herrscht eine heitere Grundstimmung, eine übermütige Laune, die natürlich und ansteckend wirkt, obgleich sie unmotiviert ist. Die Stimmung kann aber auch mehr zu Gereiztheit und Zorn hin verändert sein. Gleichzeitig tritt eine Antriebssteigerung auf mit erhöhter Betriebsamkeit und oft unkontrollierten, sinnlosen Aktivitäten. Die Denkmale werden ständig gewechselt, es kommt zu einem vermehrten Zustrom locker aneinandergereihter Einfälle, zur „Ideenflucht“, gleichzeitig zur Selbstüberschätzung, die bis zu „Größenideen“ gehen kann. Sie sind aber

im Unterschied zu eigentlichen Wahnideen nicht fixiert, sondern werden spielerisch-scherzhaft vorgebracht.

Die *Depression* ist – mit gewissen Einschränkungen, die hier aber außer Betracht bleiben können – das Gegenteil von alledem: Vorherrschend ist eine traurige Grundstimmung, Schwermut, Hoffnungslosigkeit, Verzweiflung, ein „Darniederliegen der Lebensgeföhle“. – Dies alles tritt ohne einen adäquaten äußeren Anlaß auf, ist nicht als empfindbare Reaktion auf entsprechende Ereignisse zurückzuführen, sondern wird allenfalls durch bestimmte äußere Vorgänge „ausgelöst“ (z. B. bei der „Umzugsdepression“). – Manchmal steht ein Angstgefühl im Vordergrund, manchmal ein Gefühl der inneren Leere. Alles Gefühl für das, was einem lieb, wert, teuer, ja heilig ist, ist abgestorben, selbst „Gott ist tot“. Zugleich liegen die Antriebe darnieder. Auch das Denken wird davon erfaßt: Man kommt nicht mehr weiter damit, wird einsilbig; alles verläuft im Sande. Es treten wahnhaft depressive Ideen auf: Schuld-, Versündigungs-, Verarmungsideen, einhergehend mit Selbstvorwürfen. Es besteht erhöhte Suicidgefahr – und zwar weniger im Tiefpunkt der Depression, weil die Kranken zum Handeln nicht mehr fähig sind, sondern zu Beginn und in der abklingenden Phase. Kurz: Es ist die „Krankheit zum Tode“. – Wie die Heiterkeit der Manie ansteckend wirkt, so teilen sich uns auch die Schwingungen der Trauer und Verzweiflung noch mit – bis zu jenen tiefsten Tiefen der Depression, wo wirklich jede Äußerungsfähigkeit erloschen ist.

Gesunde mit Affinität zum manisch-depressiven Formenkreis – nach Kretschmer wären das die Pykniker – hat man als „Zyklothyme“ bezeichnet; in ausgeprägteren Fällen, die dem „Pathologischen“ näherstehen sollen, wurde von „Zykloiden“ gesprochen. Ob es hier gleitende Übergänge zwischen „gesund“ und „krank“ gibt, ist allerdings umstritten. Unbestritten gibt es aber „reaktive Depressionen“, bei denen zwar ein verständlicher Anlaß zu Trauer und Verzweiflung besteht, die Depression jedoch in Dauer und Tiefe der schweren endogenen Depression gleicht.

Wir müssen uns aber vor Augen führen, daß Manie und Depression nicht nur aus der Distanz diagnostizierbare Krankheiten sind. Sie sind zugleich radikale Verwirklichungen einer dem Menschen mitgegebenen geistigen Möglichkeit (Jaspers).

Nun erlebt jeder bei sich selbst oder bei anderen mehr oder weniger häufig und in mehr oder minder starker Ausprägung Stimmungsschwankungen, auch ohne ver-

stehbaren äußeren Anlaß. Manchmal sieht man ohne weiteres ein, daß die Angelegenheit sozusagen mehr mit Chemie als mit psychologischem Verständnis zu tun hat, so etwa, wenn jemand nach zu starkem Alkoholgenuß seinen „Moralischen“ bekommt. – Aber zwischen diesen leichten Wellenbewegungen und jenen Höhen und Tiefen, die der Kranke durchlebt, liegen Welten. Der Manische ist unproduktiv, weil die überschießenden Antriebe sozusagen nicht mehr in der Wirklichkeit greifen; Er „dreht durch“; die flüchtigen Ideen kann er nicht festhalten, nicht auf ein Ziel hin ordnen; er wird überschwemmt von ihnen. Er agiert nicht, sondern wird getrieben.

Wie sieht es aber in einer „Grenzsituation“ (Jaspers) aus, in der ein großes Antriebspotential frei wird, die Stimmungslage enorm gehoben ist – aber doch gerade noch so, daß eine produktive Umsetzung möglich ist? – Diese Aktivität und Hochgestimmtheit wird alles weit hinter sich lassen, was bürgerlicher Fleiß, „normale Verliebtheit“ und „normale gute Laune“ je zutage bringen könnten! Zugleich ist es dem, dem dies widerfährt, wohl nicht ganz geheuer. Wie ihm zumute ist, beschreibt Goethe höchst eindrucksvoll: „Ihr bewundert meine Aktivität, aber mir ist zumute wie einer Ratte, die Gift gefressen hat und nun wie toll umherrennt, um aus jeder Pfütze zu trinken, die sie findet“. – In einer seiner biographischen Notizen heißt es: „Niemals glaubte ich, daß etwas zu erreichen wäre, immer dacht' ich, ich hätt' es schon. Man hätte mir eine Krone aufsetzen können, und ich hätte gedacht, es verstehe sich von selbst. Und doch war ich gerade dadurch nur ein Mensch wie andere. Aber daß ich das über meine Kräfte Ergriffene durcharbeiten, das über mein Verdienst Erhaltene zu verdienen suchte, dadurch unterschied ich mich bloß von einem wahrhaft Wahnsinnigen“. – Binswanger sagt,

das Beispiel zeigt, wie Goethe sich, klinisch gesprochen, „am Rande der Manie wußte“. Uns zeigt es vor allem, wie gefährlich dieser „Genius“ ist, der das Genie so beflügelt und – scheinbar beneidenswert – über den gesunden Alltagsmenschen hinaushebt. – Man hat festgestellt, daß Goethe etwa in Siebenjahresrhythmen solche Zustände, wenn auch wohl später in leichterer Form, durchlebt hat. In den Literaturgeschichten heißt es dann, die Begegnung mit einer bestimmten Frau habe ihm „einen neuen Liebesfrühling beschert“. Aber Kretschmer bemerkt dazu, daß der „Liebesfrühling“ sich jedesmal schon im Wiederaufleben der dichterischen Schöpferkräfte ankündigte, *bevor* es zu einer solchen Begegnung kam.

In der eigentlichen „endogenen Depression“ geschieht nichts mehr, weil jeder Antrieb erloschen ist. Anders ist es in jenen Grenzbereichen, die unsere „normalen“ depressiven Stimmungsschwankungen weit überschreiten, ohne doch ganz in den Abgrund der endogenen Depression hineinzureichen. Auch von solchen depressiven Zuständen legt Goethes Werk – vor allem im „Werther“ – bewegendes Zeugnis ab. Das Bedrohliche jener Zustände steht Goethe auch später noch vor Augen: Mit 40 Jahren weist er beschwörend das Ansinnen der Frau v. Stein von sich, ob er „nicht mehr dergleichen schriebe“: „Gott möge mich behüten, daß ich nicht je wieder in den Fall komme, einen zu schreiben und schreiben zu können.“ – Noch dem 74jährigen wird unheimlich beim „Werther“: Er habe das Buch nur ein einziges Mal wiedergelesen und sich gehütet, es abermals zu tun. – Daß auch nach dem „Werther“ von Zeit zu Zeit, manchmal über lange Strecken, Phasen depressiver Verstimmung folgten, wenn auch mehr als Perioden der „Trockenheit“, Gereiztheit, Steifigkeit und Gehemmtheit, wird von Kretschmer sehr eindrucksvoll geschildert. – Zur Schwer-

mut von Kierkegaard, die fast sein ganzes Leben überschattete, muß ich verweisen auf Romano Guardinis kleine Schrift „Vom Sinn der Schwermut“.

Jaspers sagt, diese Zustände zeigen uns, wie Leistung nicht nur trotz Krankheit entsteht, sondern wie die Krankheit Bedingung gewisser Leistungen sein kann. – Der Psychiater v. Szilasi hält Melancholie geradezu für eine Bedingung der Genialität; er sieht in ihr einen „Auftrag, gegen die Mächte der Finsternis und die Trägheit des eigenen Herzens zu kämpfen“ und versteht die Melancholie als ein „Sich-Hinaushalten ins Dunkle und Sich-Aushalten im Dunkeln um des Hellen willen“. – Mancher Psychiater denkt hier wohl an „halb-schöne Literatur“. Aber schon in Lehrbüchern der Malerei steht, daß ein nur helles Bild eben nicht hell, sondern blaß wirkt, und daß es der dunklen Töne bedarf, wenn in einem Bild etwas aufleuchten soll.

Soviel zu den manischen und depressiven Grenzsituationen. Rückblickend kommen uns Plato und Aristoteles eigentlich gar nicht so antiquiert vor.

V

Während für die manisch-depressiven Erkrankungen Störungen im Bereich von Stimmung und Antrieb charakteristisch sind – man hat sie deshalb auch als „affektive Psychosen“ bezeichnet – stehen bei der *Schizophrenie* Störungen der Wahrnehmung, des Denkens und vielleicht der Informationsverarbeitung im Vordergrund. Man hat deshalb die Schizophrenie auch als die „eigentliche Geisteskrankheit“ bezeichnet.

Zu Beginn steht oft ein unmotivierter Spannungszustand, nach Conrad vergleichbar mit dem Zustand eines Schauspielers vor dem Auftritt. Jaspers beschreibt ein alles durchdringendes „abnormes Bewußtsein“, ein „Unheimlichkeitsgefühl“. „Es ist etwas im Gange“; „Beziehungssetzungen ohne Anlaß“ treten auf, Verfolgungsideen, das Gefühl, zu völ-

liger Passivität verurteilt zu sein. Auf der anderen Seite stehen Allmachterlebnisse und -vorstellungen – etwa: Der Patient könne mit dem Urinieren Bomben auf England fallen lassen oder, wie Gott, das Wetter bestimmen. – Man sieht in alledem einen Ausdruck für das „Durchlässigwerden der Grenze zwischen Ich und Außenwelt“: Wir wissen normalerweise, was uns betrifft, was nicht, was zusammengehört, was nicht, was wir beeinflussen können und was nicht. Der Sensible mag mehr auf sich beziehen als ein anderer; der Schwache entwickelt seine Größenphantasien; aber in der Krankheit werden die Grenzen der „Spielbreite des Normalen“ weit überschritten, aufgelöst. So auch die Grenzen zwischen Dingen und Worten. Für uns „klirren die Fahnen“ nicht, es fällt uns nicht ein, von einem „eisernen Himmel“ zu reden, wie Hölderlin zu Beginn seiner Krankheit. – Zunächst verbleibt noch ein gewisser Sinnzusammenhang im Erleben und Denken. Der Kranke versucht, die unheimliche Veränderung der Welt und des Ich zu bewältigen. Oft sucht er Halt im Religiösen, in neuen Welt-Entwürfen. Die Psychiater sprechen von „Scheintiefsinn“; auf den ersten Blick kann das wie abgründige Weisheit erscheinen. So heißt es z. B.: „Die Sprache ist der mutterhafte Urgrund der Seele und die jenseitige Abgründigkeit des Geistes, die ihm den ewigen Abschied gibt.“ Der Kranke, der die Grenzen seines Ich bedroht fühlt, zieht sich von den Mitmenschen zurück, nimmt seine Zuflucht zu schablonenhaft starren, „hochmütig“ erscheinenden Haltungen. Manchmal tritt ein Grimassieren auf. Die Sprache wirkt bizarr, geschraubt, gestelzt. Wortneubildungen treten auf – vielleicht als Ausdruck des Denkerfalls, vielleicht auch als Ausdruck eines Bemühens, das Neue, Unheimliche zu bewältigen. Aus dem Unbewußten steigen Bilder auf, es werden Stimmen laut, die manchmal als göttliche Eingebungen erlebt werden. Gedanken werden entzogen, oder sie werden „von anderen gemacht“. – Ein Charakteristikum des Wahnes ist die „Wahngewißheit“. Abnorme Einfälle können im Lichte eines abnormen Bedeutungsbewußtseins als „Prophetenwahn“ oder „Eingebungspsychose“ mit „Auftragsbewußtsein“ erscheinen. In anderen Fällen bleiben Gedanken in einem unreifen, bildhaften Stadium stecken, werden zu Bildfolgen zusammengesetzt, wie es uns im Traum geschieht. – Ein inneres Erkalten setzt ein, Stumpfheit oder Gefühlskälte breiten sich aus. Eine gläserne Wand scheint sich zwischen den Kranken und die Welt zu schieben. – Meist bleibt ein „Defekt“ zurück, der in schweren Fällen bis zum Persönlichkeitszerfall geht, in leichteren bleibt ein Verlust der Spannkraft; immer wieder „reißt der Faden“ im Gespräch. Manchmal sind die residualen Veränderungen kaum merklich. – Von manchen seltsamen Figuren wissen wir nicht, ob sie nur „verschrobene oder gemütskalte Psychopathen“ oder „Defekt-Schi-

zophrene“ sind, und Conrad erwähnt Berichte über Patienten aus der Zeit vor einer manifesten Psychose, in denen Auffälligkeiten geschildert werden, die vielleicht in die „Psychopathologie des Alltags“ (Freud) gehören, d. h. nichts mit der Jahre später einsetzenden Psychose zu tun haben, aber gleichwohl auch ein „erstes Wetterleuchten“ gewesen sein könnten – etwa eine „Vision“ oder ein „Gefühl, als ob die Wände auf mich fielen“.

Das alles erinnert an Kafka, auch an Dalí's unheimliche Bilderwelt. Überall entdecken wir etwas, das man andeutungsweise bei manchen Genialen findet: Distanz, Kälte, Starrheit, Hochmut auf der einen Seite, auf der anderen Empfindlichkeit gegen Dinge, die „normalerweise“ niemanden berühren. Eingebungen, Gewißheiten über Dinge, deren sonst niemand gewiß ist. Verknüpfung von Beziehungen, an die sonst niemand denkt, Reden und Dichten in Bildern und Worten, die fernab liegen von allem, was noch in der Nähe unserer Vorstellungsbreiten liegt. Wir reden von der „zer-rinnenden Zeit“ – Dalí malt seine zerfließenden Uhren. Uns zeigt ein großer Musiker, wie Furtwängler eine Melodie „zum Erblühen bringt“. – Rilke, in einem der „Sonette an Orpheus“, redet vom „Baum im Ohr“. So wird der Blick auf fremde Welten freigegeben, auf Tiefen, die sich hinter unseren vertrauten Bildern der Sprache verbergen und von unserem bewußten Denken am Tage zugedeckt sind. – Andere vollbringen Taten, die wir nur deshalb nicht als „Wahnsinnstaten“ ansehen, weil sie erfolgreich waren, begangen mit einer Kälte und Angstfreiheit, die auch dem, der Mut für eine große Tugend hält, fast mehr Schrecken als Bewunderung abnötigt.

In den Kriegsberichten von Ernst Jünger z. B. werden die Todesgefahren, in die er sich begibt, und das Grauen des Krieges mit einer Distanz geschildert, als ob es sich um Vorgänge hinter den Glaswänden eines Aquariums handle. – Bei Moltke, dem „großen Schweiger“, finden sich Schilde-

rungen, die von größter Selbstunsicherheit und Sensibilität zeugen – neben ständigen Berechnungen und Überlegungen über Vernichtungsschlachten. Aber er hat in äußersten Gefahren kühlen Mut und imponierende Tatkraft bewiesen. Es scheint uns aber, dies alles ist etwas ganz anderes als die „manische“ Verwegenheit und das Draufgängertum eines Blücher.

Im ästhetischen Bereich finden wir eine gewisse Neigung zum Konstruktiven, zum „ästhetischen Kalkül“, das von hoher Sensibilität kontrolliert wird. Beim Zyklotyphen dagegen bestimmt ein breiter Gefühlsstrom das Werk. Schiller hat diesen Gegensatz zwischen ihm selbst und Goethe in seiner Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ beschrieben. Im Gesellschaftlichen trifft man auf eine Neigung zum Esoterischen, zu aristokratischen Lebensformen, so etwa bei Rilke und George.

Man wird vielleicht Psychiatern wie Navratil darin folgen, daß Schizophrene manchmal Werke vollbringen, denen man Genialität zusprechen kann; aber daß die Schizophrenie jemanden auf die Höhe des Genie-Ruhmes trägt oder daß jemand durch Schizophrenie zum Propheten wird, ist wohl zu bezweifeln. Der Zerfall des Denkens verhindert dies meist. – Allerdings offenbaren sich in der Krankheit wiederum extreme Möglichkeiten des Menschseins. Und so können in einer Grenzsituation auch vielleicht einmalige Kunstwerke entstehen – etwa wenn ein wirklich großer Dichter der Krankheit anheim fällt. Ulrich Häussermann schreibt in seiner Hölderlin-Biographie: „Das leichtgebaute Gefüge des Gemüts wird mehr und mehr gelockert, aufgelichtet, der Raum wird immer freier für die Akte des Geistes. Zugleich aber beginnen sich die einzelnen Teile des Gemüts zu entwurzeln und aus dem Zusammenhang zu lösen ... Das Nachdenken bricht in einer Frage ab:

Gesetze sind also offenbar so absolut, daß sie ein Leben hinschenken für ein Fest des Wortes.“

Die meisten Großen und Genialen, bei denen wir einzelne deutliche oder auch nur andeutungsweise Züge, wie wir sie bei der Schizophrenie als Krankheitssymptome kennen, vorzufinden meinen, waren nicht im klinisch-psychiatrischen Sinne krank. Kretschmer meinte, sie gehörten vorwiegend dem asthenischen Konstitutionstypus an; er hat die Auffälligeren unter ihnen als „Schizoide“, die Unauffälligeren als „Schizothyme“ bezeichnet und sie den „Zykloiden“ bzw. „Zyklotyphen“ mit pyknischem Habitus und Affinität zum manisch-depressiven Formenkreis gegenübergestellt. M. Bleuler berichtet zwar, er habe unter Schizophrenen gehäuft Hinweise auf schizoide Persönlichkeitsstörungen vor Auftreten der Psychose gefunden; Conrad dagegen fand unter den von ihm untersuchten Schizophrenen, daß die Zahl ausgesprochen psychopathischer Persönlichkeiten erstaunlich gering war. Doch haben wir offenbar noch wenig Kenntnis von den schwächeren Ausprägungsformen der Psychose (Blankenburg). – Vertreter der „klassischen Psychiatrie“ wie Kurt Schneider haben es strikt abgelehnt, zwischen den eigentlichen endogenen Psychosen und anderen psychischen Auffälligkeiten gleitende Übergänge anzunehmen. Heute diskutiert man über Grenzfälle, die als „Borderline-Störungen“ bezeichnet werden; man fragt, ob es sich um Persönlichkeitsvarianten oder um abortiv verlaufende Schizophrenien handle, ob und wie man das eine vom anderen unterscheiden könne. Schließlich wird noch darauf hingewiesen, daß unter extremen Bedingungen auch bei „Gesunden“ Störungen auftreten können, die im allgemeinen als Symptome der Schizophrenie gelten.

Was wirklich im Inneren jener hochgespannten, oft distanzierten und unter au-

Bergewöhnlichen Bedingungen lebenden Genies vorgeht, die man nach Kretschmer den „Schizoiden“ oder „Schizothymen“ zuordnen würde, wissen wir kaum. Kretschmer sagt, viele von ihnen seien wie kahle römische Villen, die ihre Läden vor der grellen Sonne geschlossen haben; aber in ihrem gedämpften Innenlicht werden Feste gefeiert. Davon erfahren wir noch manches in ihren Werken; von ihren Tragödien und Gefährdungen wissen wir weit weniger.

VI

Darüber etwas zu sagen, stößt schon vom Ansatz her auf Schwierigkeiten, die mit dem Streit um das Wesen der Schizophrenie zusammenhängen: Schon seit über 100 Jahren streiten „Psychiker“ und „Somatiker“ darüber, ob in „psychogenetischen Faktoren“ oder in einer schicksalhaft über den Menschen hereinbrechenden „somatischen Krankheit“ (etwa einer unbekannteren Stoffwechselentgleisung) die „prima causa“ zu sehen sei. Je nach dem Standpunkt bietet sich ein jeweils anderes Bild – um eine Redewendung von Bochnik aufzugreifen: bereits eine winzige Drehung am „Kaleidoskop der Sichtweisen“ vermittelt ganz andere Evidenzerlebnisse.

Kretschmer meint, Rilke „geht durch viele Jahre am Abgrund hin, immer hart am Rande der Katastrophe“. Er weist auf die extreme Sensibilität des Dichters und auf bestimmte Eigentümlichkeiten seiner Bildersprache hin, auf die Auflösung sprachlicher und logischer Bindungen, auf „Signale der vorgeschobensten psychischen Gefährdungszone“, auf Wendungen in seinen Gedichten, die an die „Auflösung aller Ich-Grenzen“ denken lassen. Er erwähnt auch seine extreme Bindungsscheu; weiter könnte man die Positionen extremer Einsamkeit anführen, die der Dichter immer wieder aufgesucht hat und die seinen Bewunderern zum Sinnbild einer esoterischen

Klausur (Hans Egon Holthusen) geworden sind. Schließlich gab es die äußerst problematische Mutterfigur, die ihn noch als Mann daran erinnert, wie er „schon als Kind von ihr fortgestrebt habe“; sie zeigt ohne Zweifel Züge jener ambivalenten Einstellung, die nach bestimmten familiendynamischen Konzepten für die Entstehung einer Schizophrenie große Bedeutung haben soll. – Strenge „Somatiker“ würden allerdings einwenden, es gebe keinen Anhalt dafür, daß Rilke schizophran oder auch nur „schizophrenie-gefährdet“ war. Sie würden in den von Kretschmer als „Signal der vorgeschobensten psychischen Gefährdungszone“ angeführten Äußerungen zwar Zeichen einer extremen Befindlichkeit sehen, in die ein außerordentlicher Mensch, vielleicht geprägt durch bestimmte frühkindliche Erfahrungen, auf einem außergewöhnlichen Weg gelangt ist, die er wohl auch gesucht und mit ihren Bedrohlichkeiten auf sich genommen hat, um als Dichter sagen zu können, was ihm zu sagen aufgegeben war. Gegenüber Kretschmer wäre aus dieser Sicht einzuwenden, daß es sich gerade wegen jener Umstände – wenn überhaupt – allenfalls um andeutungsweise Zeichen der Krankheit gehandelt haben kann, die auch bei Nicht-Schizophrenen unter besonderen Bedingungen vorkommen, und daß derartige Symptome, wenn sie nicht im Zusammenhang mit weiteren Anzeichen zur Diagnose der Krankheit ausreichen, auch nichts über eine „Gefährdung“ in dieser Richtung aussagen.

Aber gleichgültig, ob man zu alledem den Standpunkt des „Psychikers“ oder den des „Somatikers“ einnimmt – einen kritischen Grenzbereich gibt es auch aus der Sicht des „Somatikers“, wie die heutige Diskussion um das „Borderline-Syndrom“ zeigt und wie frühere Diskussionen in ganz ähnlicher Weise gezeigt haben. Die beschreibende Charakteristik Kretschmers, die mit ein-

drucksvollen Äußerungen des Dichters belegt wird, macht jedenfalls dies deutlich: Die Ausdrucksmittel, über die Rilke in so bewundernswertem Maße verfügt, sind nicht nur Zeugnis einer besonderen „Begabung“; sie haben auch ihre Kehrseite. Kretschmer spricht von einer „Auflösung der sprachlichen und logischen Bindungen und ihrem Ersatz durch überquellende Bildsymbole“; er benennt damit zwar auch die Möglichkeiten, die dem Dichter in besonderem Maße „zur Verfügung standen“ und das Einmalig-Besondere seiner Dichtungen – aber er bezeichnet damit zugleich eine bedrohliche Auflockerung des psychischen Gefüges, eine befremdliche und erschreckende Ausweitung und Unsicherheit der Ich-Grenzen.

Kretschmers charakterisierende Beschreibung gilt unabhängig von allen Spekulationen um „Schizophreniegefährdung“, Somato- oder Psychogenese der Krankheit, unabhängig von Begriffen wie „schizoid“ oder „Borderline-Syndrom“; aber so zu sehen und zu beschreiben wäre ihm ohne intime Kenntnis der – ohne spekulative Intentionen beschreibbaren – Erscheinungsformen der Krankheit kaum möglich gewesen. Erst von dort her konnte er deutlich machen, was es heißt, wenn der Dichter, dem es gegeben war, die „Duineser Elegien“ zu schreiben, ein andermal bekennen mußte: „Nur ‚ich‘ zu sagen war gewagt ...“, oder: „Ich war zerstreut; an Widersacher/In Stücken war verteilt mein Ich ...“. – Ohne die Sicht von der Krankheit her wäre man wohl versucht, dies für bizarre Einfälle zu halten; erst von dort aus läßt sich vielleicht ein wenig deutlicher sehen, wie bedrohlich und zweifelhaft es um die dichterische „Begabung“ steht, von welcher inneren Not dem Dichter die Feder geführt wurde. Diese Art Not bleibt uns gleichwohl fremd; sie ist von ganz anderer Art als die, die aus Goethe's „Werther“ oder aus seinem: „Und wenn der Mensch

in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide!“ zu uns spricht und uns unmittelbar anrührt.

Beneidenswerte Begabungen? – Zelter schrieb an Goethe, als er die „Wahlverwandtschaften“ gelesen hatte, er möchte des Teufels werden, daß er keine solche Zeile schreiben kann. Auch manche von Rilkes Dichtungen könnten so etwas denken lassen. Aber würde man das wirklich wollen? Man kann ein Goethewort als Antwort dazusetzen: „Mach's einer nach und breche nicht den Hals!“.

Anmerkungen

- ¹ Titel eines Aufsatzes von Arno Schmidt
- ² Die neueste Auflage von 1979 war mir leider nicht zugänglich.
- ³ Vermutlich sollte damit eine gewisse Beziehung zum epileptischen Formenkreis angedeutet werden. Szondi hat die Bereitschaft zu paroxysmalen (anfallsartigen) Reaktionen im Bereich des Normalpsychologischen als eine Möglichkeit charakterisiert, Überraschungseffekte zu erzielen und psychische Energien zu konzentrieren (ähnlich früher schon Kretschmer). Für manche „Tatgenies“ (Alexander, Caesar, Karl der Große) wurde sie als charakteristisch angesehen. Bei manchem von ihnen ist früher auch eine Epilepsie vermutet worden.

Literatur

- Binswanger, L.:* Melancholie und Manie. Neske: Pfullingen 1960.
- Beuler, M.:* Die schizophrenen Geistesstörungen. Thieme: Stuttgart 1962.
- Conrad, K.:* Die beginnende Schizophrenie. Thieme: Stuttgart 1958.
- Häussermann, U.:* Hölderlin. Rowohlt: Reinbek b. Hamburg 1961.
- Jaspers, K.:* Allgemeine Psychopathologie. 6. Aufl., Springer: Berlin-Göttingen-Heidelberg 1965.
- Kretschmer, E.:* Geniale Menschen. 8. Aufl., Springer: Berlin 1958.
- Kretschmer, E.:* Körperbau und Charakter. 23./24. Aufl., Springer: Berlin 1961.
- Lange-Eichbaum, W.:* Genie, Irrsinn und Ruhm. Neubearb. v. W. Kurth, 5. Aufl., Reinhardt: München 1956
- Sasz, H. u. K. Koehler:* Borderline-Syndrome: Grenzgebiet oder Niemandsland? Nervenarzt (1983) 54, 221–230.

Berichte aus der Gießener Hochschulgesellschaft für die Zeit vom 12. Mai 1982 bis 16. Mai 1983

Am 16. Mai 1983 fand die diesjährige Hauptversammlung der Gießener Hochschulgesellschaft statt.

Aus dem Bericht des Verwaltungsrates

**Erstattet von Dr. Dr. h. c. Otto Pflug,
Präsident der Gießener Hochschulgesellschaft**

Der Präsident der Gießener Hochschulgesellschaft, Herr Dr. Dr. h. c. Pflug, dankte in seinem Rückblick auf das Jubiläumsjahr der Justus-Liebig-Universität Gießen dem Universitätspräsidenten, Herrn Prof. Dr. Karl Alewell, und seinen Mitarbeitern für die vorbildliche Ausrichtung der 375-Jahr-Feier sowie den Förderern der Gießener Hochschulgesellschaft für deren großzügige finanzielle Unterstützung dieses Vorha-

bens. Die zukünftigen Aufgaben der Gießener Hochschulgesellschaft sieht ihr Präsident einerseits in kontinuierlicher Öffentlichkeitsarbeit (Vortragsveranstaltungen, Universitäts- und Theaterball, Hochschulfest, Gießener Universitätsblätter) und andererseits in der unbürokratischen Linderung partieller Engpässe bei wichtigen Vorhaben der Universität.

Aus dem Geschäftsbericht des Vorstandes

**Erstattet von Prof. Dr. Dietger Hahn,
Vorsitzender des Vorstandes**

Herr Prof. Dr. Dietger Hahn berichtete nach seinem Dank an alle Beteiligten bei der Vorbereitung und Durchführung der 375-Jahr-Feier über die von der GHG bezuschußten Großprojekte:

- die Schaffung einer **Stätte internationaler wissenschaftlicher Begegnung**,
- die Einrichtung von **Gastprofessuren**,

- die Ausstattung **medizinischer Forschung** mit Geräten sowie über
- die Kleinförderung einer Reihe von Fachtagungen und Einzelvorträgen in Gießen.

Die finanzielle Situation sei Ende 1982 ausgeglichen gewesen. Die Mitgliederzahl betrage ca. 800 individuelle und korporative Mitglieder.

Aus der Hauptversammlung am 16. Mai 1982

Nach dem Bericht der Rechnungsprüfer über die ordnungsgemäße Kassenführung wurde dem Vorstand und dem Verwaltungsrat auf Antrag Entlastung erteilt.

Wahlen

Als Rechnungsprüfer für das Jahr 1983 wurden die Herren Bankdirektor Günther Wackermann und Prof. Dr. Friedrich Wilhelm Selchert wiedergewählt. In den Vor-

stand der Gießener Hochschulgesellschaft zugewählt wurde Herr Dr. Georg Ringenberg, Vorstandsmitglied der Buderus AG in Wetzlar und derzeitiger Präsident der Industrie- und Handelskammer Wetzlar.

In den Verwaltungsrat zugewählt wurden der bisherige Vizepräsident der JLU, Prof. Dr. Friedrich Kuhlmann, und Herr Dr. Michael Rumpf anstelle von Herrn Dr. Walter Rumpf.

Aus dem Bericht des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität Gießen, Herrn Prof. Dr. Karl Alewell

Seinen Rückblick auf das Jubiläumsjahr der Universität verband Präsident Prof. Dr. Alewell mit einem Dank an die Gießener Hochschulgesellschaft und ihre Förderer für die tatkräftige Unterstützung bei der 375-Jahrfeier der Universität. Als wichtigste Ergebnisse dieser Anstrengungen seien die regionale und überregionale Wirkung der Öffentlichkeitsarbeit sowie die Verstärkung der Identifikation der Mitglieder mit ihrer Universität anzusehen. Nachhaltig wirken würden die aus dem Jubiläumsanlaß veröffentlichten Schriften.

Für die Zukunftsorientierung der Universität sieht Präsident Prof. Dr. Alewell die

rechtzeitige Ausrichtung auf den Leistungswettbewerb der Universitäten untereinander als entscheidend an. Eine kluge Berufungspolitik der Fachbereiche, der Ausbau zukunftssträchtiger Forschungsrichtungen sowie die Gestaltung von Studiengängen im Hinblick auf neue Berufsfelder seien wichtige Schritte auf dem Wege zu diesem Ziel. Erschwert werden die Anstrengungen der Universität durch die derzeitigen finanziellen Engpässe und Stellenabzüge. Eine reduzierte Grundausstattung der Universität bringe zugleich die so notwendige Drittmittelwerbung in Gefahr, worunter die Forschung als erste leide.

GIESSENER HOCHSCHULGESELLSCHAFT e.V.

(Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Gießen)

Bilanz zum 31. Dezember 1982

AKTIVA		PASSIVA	
1. Kasse	507,36	1. Noch nicht abgeführte Spenden	153.743,91
2. Banken	352.233,19	2. Zweckgebundene Rücklagen	46.828,85
3. Sonderkonto Medizin	20.380,02	3. Noch nicht abgeführte Spenden Jubiläum	68.826,72
4. Postscheck	2.784,67	4. Sonstige Verbindlichkeiten	1.465,50
5. Wertpapiere	664.032,37	5. Verwaltungsvermögen	773.573,63
6. Fahrzeug	4.500,—	6. Verbindlichkeiten aus Treuhand- verwaltung DM 21.136,56	
7. Konzertflügel	1,—	7. Verein für Krebshilfe DM 224.467,32	
8. Vermögen aus Treuhand- verwaltung DM 21.136,56			
9. Verein für Krebshilfe DM 224.467,32			
	1.044.438,61		1.044.438,61

Gießen, April 1983

Will, Schatzmeister

Gewinn- und Verlustrechnung 1982

<i>Aufwendungen</i>	<i>1982</i>	<i>Erträge</i>	<i>1982</i>
1. Zuwendungen	832.873,41	1. Mitgliedsbeiträge	41.295,—
2. Porti	1.465,50	2. Spenden	802.016,68
3. Verwaltung	4.101,—	3. Zinsen	63.110,12
4. Sonstige Kosten	29.958,52	4. Kursgewinn und Erträge früherer Jahre	86.135,—
5. Kursverlust	150,—	5. Sonstige Einnahmen	507,51
6. Repräsentation des Präsidenten	5.000,—		
	873.548,43		
Gewinn	119.515,88		
	993.064,31		993.064,31

Prüfungsbestätigung

Die Buchführung ist als beweiskräftig anzusehen. Das Belegwesen ist geordnet. Erbetene Auskünfte wurden den Prüfern bereitwillig erteilt. Formelle und materielle Kontrollen ergaben keinen Anlaß zu Beanstandungen. Die Buchführung und der Jahresabschluß 1982 entsprechen den Grundsätzen des Handelsrechts und der ordentlichen Bilanzierung.

Gießen, Mai 1983

Wackermann

Prof. Dr. Selchert



Mit den besten Empfehlungen

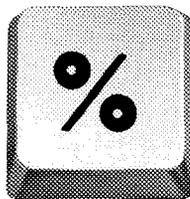
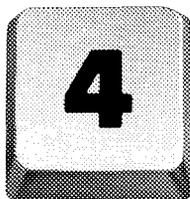
Hotel Kübel

6300 GIESSEN · BAHNHOFSTRASSE – WESTANLAGE · RUF 06 41/7 70 70* · TELEX 4 821 754

70 Betten mit jeglichem Komfort, alle Preislagen
Das ganze Haus ist schallisoliert * Im Herzen der Stadt
5 Minuten Fußweg zur Kongresshalle und zum Bahnhof
Günstigste Verkehrsanbindung an die Autobahnen * Ausreichende Parkplätze
Unmittelbar bei den Kaufhäusern, Butiken und Geschäften
Restaurant „Ludelsack“ * Separée „Kaminstäbchen“
Konferenz- und Gesellschaftszimmer für Empfänge und Feiern
Optimale Kommunikation in unserem Seminar- und Schulungszentrum „Akademie“
Ein Haus der Vernunft für den selbstbewußten Gast
Das Zuhause für den Individualisten

Beim Commerzbank-Ratensparen bekommen Sie einen Extra-Bonus.

New: jetzt auch für
vermögenswirksame
Sparverträge.



Bonus
nach dem
siebten Jahr.

Beim Ratensparen mit Commerzbank-Bonus zahlen Sie sechs Jahre monatlich 50 Mark oder mehr ein. Dafür bekommen Sie neben den jährlichen Zinsen und Zinseszinsen nach dem siebten Jahr noch einmal 14 Prozent auf die eingezahlte Sparsumme als Extra-Bonus.

Sprechen Sie mit unserem Kundenberater.

COMMERZBANK 
Gießen, Johannesstraße 17

S 05/5 B 1 (a)

Biographische Notizen

Prof. Dr. *James McGill Buchanan*, geboren 1919 in Murfreesboro/Tennessee. 1940–48 Akademische Ausbildung am Middle Tennessee State College (B.S.) sowie an der University of Tennessee (M.A.) und der University of Chicago. 1948 Ph. D., University of Chicago. 1948–50 Associate Professor an der University of Tennessee. Ordentlicher Professor der Wirtschaftswissenschaften: 1950–51 University of Tennessee, 1951–56 Florida State University, 1956–68 University of Virginia, 1968–69 University of California, L. A., 1969–83 Professor für Wirtschaftswissenschaften und Direktor des Center for Study of Public Choice, Virginia Polytechnic Institute and State University, Blacksburg, Va. Seit Sommer 1983 Professor für Wirtschaftswissenschaften und Direktor des Center for Study of Public Choice, George Mason-University, Fairfax, Va. Gastprofessuren an mehreren amerikanischen und englischen Universitäten.

Mitgliedschaft in zahlreichen Beratergremien und Fachgesellschaften; 1963 Präsident der Southern Economic Association, 1963 Mitgründer der Public Choice Society, 1971 Vizepräsident der American Economic Association, 1981/82 Vizepräsident der Western Economic Association.

Akademische Auszeichnungen: seit 1976 Mitglied der American Academy of Arts and Sciences sowie Adjunct Scholar des American Enterprise Institute, 1976 Preis für Rechts- und Wirtschaftswissenschaften der University of Miami Law School, 1982 Ehrendoktorat der Universität Gießen.

Als Autor von über 20 Büchern und fast 300 Aufsätzen gilt er als Begründer und führender Wissenschaftler des Fachgebiets Public Choice.

Prof. Dr. phil. *Rolf Hiersche*, geb. 28. 7. 1924 in Sömmerda/Thür. Studium der Klassischen Philologie, Indologie und Indogermanistik an der Universität Jena von 1945 bis 1951. Dort Promotion zum Dr. phil. 1952. Von 1951–57 Wissenschaftlicher Assistent in der Sprachwissenschaftlichen Kommission der DAdW zu Berlin (Ost), danach wissenschaftlicher Assistent am Indogermanischen Seminar der FU Berlin (West). Dort 1962 Habilitation für das Fach Indogermanistik. 1967–70 Gastprofessor an der Universität Lille/Frankreich für griechische Sprachgeschichte und Sanskrit. Seit 1970 Professor für Vergleichende Sprachwissenschaft an der Universität Gießen.

Forschungsschwerpunkte: Vergleichende Indogermanische Sprachwissenschaft; Geschichte des Griechischen, Altindischen, Germanischen; Deutsche Etymologie und Wortgeschichte.

Prof. Dr. *Volker Press*, geb. am 28. 3. 1939 in Erding, Studium in München; 1966 Promotion zum Dr. phil.; 1967 Wissenschaftl. Assistent in Kiel, 1968 in Frankfurt; 1971 o. Prof. in Gießen, 1980 in Tübingen für Mittlere und Neuere Geschichte. Dort Projektbereichsleiter beim Sonderforschungsbereich 8 „Spätmittelalter und Reformation“; 1981/83 dessen Sprecher. In Gießen langjähriges Mitglied von Konvent und Senat; 1975/76 Dekan des Fachbereichs; in Tübingen seit 1. 10. 1983 Dekan der Geschichtswissenschaftlichen Fakultät; Mitglied der Kommission für geschichtl. Landeskunde in Baden-Württemberg, der Internationalen Kommission für Geschichte von Ständetum und Parlamentarismus, der Historischen Kommissionen für Hessen (Marburg), für Hessen-Darmstadt und für Nassau. Ca. 90 wissenschaftl. Publikationen zur Geschichte des Alten Reiches und des Deutschen Bundes, von Territorien, Reichsstädten und Adel Deutschlands, zur österreichischen Geschichte, zu Untertanenrevolten und Landständen sowie zur Geschichte der Universität Gießen.

Prof. Dr. med. Dr. jur. *Günter Schewe*, geb. 1930 in Hamburg. Studium der Rechtswissenschaft in Freiburg, München und Hamburg. Referendarexamen 1954, anschließend Referendarausbildung und Medizinstudium in Hamburg und Kiel. Promotion zum Dr. jur. 1956. Assessorexamen 1960. Medizinisches Staatsexamen 1961. Ärztliche Approbation 1963. Tätigkeit u. a. an der Psychiatrischen Universitätsklinik Hamburg-Eppendorf, dann am Institut für Rechtsmedizin der Universität Frankfurt. Promotion zum Dr. med. 1964. Habilitation für „Gerichtliche und soziale Medizin“ 1969. Seit 1973 Leiter des Instituts für Rechtsmedizin der JLU Gießen. 1982 Ruf an die FU Berlin.

Veröffentlichungen: Bewußtsein und Vorsatz, Luchterhand: Neuwied – Berlin 1967; Reflexbewegung – Handlung – Vorsatz, Schmidt-Römhild, Lübeck 1972. Weitere Publikationen zu juristisch-medizinischen Grenzfragen aus dem Bereich der Schuldfähigkeit sowie zum Arztrecht. Morphologische Arbeiten über Schädelhirntraumen und Sekundärschäden bei

Ihr erster Zug – der Weg zu uns



Wir zeigen Ihnen, wie Sie Zug um Zug
ein Geldvermögen aufbauen können,
indem Sie automatisch sparen
und die hohen Zinsen attraktiver
Anlageformen nutzen.
Kommen Sie zu uns, und die
Partie ist gewonnen.



Volksbank Gießen eG

*Ein undankbares Vaterland sagt den Gelehrten stets,
daß sie unnütze Bürger seien,
und während es alle Vorteile von ihrer Nacharbeit hat,
fragt es noch, wie sie sie genutzt hätten*

Montesquieu

***Allen Lesern der Gießener Universitätsblätter
ein gesundes, glückliches neues Jahr!***

Die Redaktion

Schädelhirntrauma sowie über Schußverletzungen. Experimentelle Untersuchungen zu verkehrsmmedizinischen Fragen.

Prof. Dr. med. *Martin Schlepper*, geb. 22.4.1928 in Detmold. Studium der Medizin an den Universitäten Mainz, Innsbruck und Münster. Staatsexamen und Promotion 1953 in Münster. Ausbildung in Innerer Medizin und Kardiologie in Deutschland, USA und England. Habilitation 1969 in Gießen. 1970 Ernennung zum Fellow of the American College of Chest Physicians.

Seit 1970 Direktor der Kerckhoff-Klinik der Max-Planck-Gesellschaft in Bad Nauheim.

Prof. Dr. theol. *Konrad Stock*, geb. am 21.8.1941 in München. Studium der Philosophie in München, der

evang. Theologie in Tübingen, Heidelberg, Bonn und Erlangen. Erstes theol. Examen 1966, zweites theol. Examen 1969. Promotion 1970 in Tübingen. Von 1970 bis 1972 Pfarrer in Augsburg. Von 1972 bis 1981 Wiss. Assistent in Tübingen. Habilitation für Systematische Theologie in Tübingen 1979. Professor in Tübingen 1981, seit WS 1982/83 Professor für Systematische Theologie in Gießen.

Mitglied der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Theologie, Vorstandsmitglied der Gesellschaft für Evangelische Theologie.

Publikationen zur neueren Theologiegeschichte, zur theologischen Anthropologie, zur Eschatologie und zur theologischen Ethik.

Forschungsschwerpunkt: Hermeneutik, Grundfragen materialer Dogmatik, theologische Theorie-Praxis-Probleme.

Licher Bier.® Aus dem Herzen der Natur.

*Privatbrauerei Jhring-Melchior,
6302 Lich, Hessen 1*



Einrichten nach Maß!

Sommerlad führt die bekannten Markenprogramme für individuelle Wunsch-Einrichtungen nach Maß!

Sommerlad hat die Einrichtungs-Spezialisten für Beratung, Planung und kompletten Innenausbau!

Der exakte Einrichtungsplan zeigt Ihnen schon vorher millimetergenau, wie Ihre neue Einrichtung wird.



Sommerlad-Wohnideen bringen mehr Raum in Ihre 4 Wände.

Entdecken Sie den Unterschied zwischen Möbel kaufen und perfekt Einrichten in der Möbelstadt Sommerlad.

Sommerlad-Raumgestalter erarbeiten gemeinsam mit Ihnen komplette Maßeinrichtungslösungen, individuell auf Ihre Wünsche abgestimmt. Komplett mit dem passenden Teppichboden, den wertvollen Orientteppichen, den Gardinen, den Lampen und den Accessoires aus der Wohnboutique. Der Sommerlad-Fachservice sorgt für zentimetergenauen Einbau, das Verlegen der Teppichböden und die Dekoration der nach Maß genähten Gardinen.

möbelstadt
sommerlad
Gießen
Bahnhofstraße 62

